

Brehms

Si e r l e b e n.

Allgemeine Kunde des Tierreichs.

Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck
und Holzschnitt.

Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Von

Prof. Dr. Pechuel-Loesche.

Säugetiere — Dritter Band.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1900.

Die Säugetiere.

Von

Dr. Alfred G. Brehm.

Unter Mitwirkung von Dr. Wilh. Haacke

neubearbeitet von

Professor Dr. Pechuel-Loesche.

Dritter Band:

Rüsseltiere, Unpaarzehrer, Paarzehrer, Sirenen, Valtiere, Wassertiere, Gabeltiere.

Mit 150 Abbildungen im Text, 21 Tafeln und 4 Karten
von L. Beckmann, W. Camphausen, R. Bretschmer, W. Fuhnert, G. Mühel, Fr. Specht u.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1900.

Von der Gemeinsamkeit der Merkmale, welche berechtigt, Pferde, Tapire und Nashörner innerhalb einer und derselben Ordnung zu vereinigen, wird allerdings schon bei einer rein äußerlichen Betrachtung und Vergleichung der Tiere manches ersichtlich; es bedarf indessen der Zergliederung, um die verhältnismäßig nahe Verwandtschaft der von ihnen vertretenen Familien zu erkennen.

Die Nashörner (*Rhinocerotidae*) sind plump gebaute, ungeschlachte Tiere von ziemlich bedeutender Größe, ausgezeichnet durch auffallend gestreckten Kopf, dessen vorderer Gesichtsteil ein Horn oder zwei hintereinander stehende Hörner trägt, kurzen Hals, kräftigen, in eine panzerartige Haut gehüllten, fast gänzlich oder größtenteils unbehaarten Leib, kurzen Schwanz und kurze, stämmige, jedoch keineswegs plumpe Beine, deren Füße vorn wie hinten drei mit Hufen umkleidete Zehen haben. Jeder einzelne Leibesteil erscheint, auch wenn man ihn mit dem entsprechenden anderer Unpaarzehrer vergleicht, eigentümlich und absonderlich. Der Kopf ist schmal und sehr gestreckt, zumal der Gesichtsteil ungewöhnlich verlängert und vorgezogen, der Schädelteil dagegen von vorn nach hinten stark zusammengedrückt, so daß die Stirn ungemein steil abfällt und zwischen ihr und dem merklich erhöhten Nasenteile ein in der Mitte tief eingebuchteter, seitlich scharf gewölbter Sattel entsteht; der Winkel des Unterkiefers deutlich hervortretend, dieser im übrigen mit mehr oder minder starker Wölbung gegen das Maul zu aufwärts steigend; das Maul unverhältnismäßig klein, die Oberlippe in ihrer Mitte in Gestalt eines finger- oder rüsselartigen Fortsatzes vorgezogen, die Unterlippe gerundet oder vorn gerade abgeschnitten; das länglich eiförmige, hinten spaltartige Nasenloch fast wagerecht gestellt und von dem anderen durch einen weiten Zwischenraum getrennt; das Auge auffallend klein, sein länglich runder Stern quer gestellt, sein oberes Lid dicht, aber kurz bewimpert; das nicht ungewöhnlich gestaltete Ohr eher groß als klein, sein äußerer Rand gerundet, sein innerer Rand bis zur Hälfte der Länge umgestülpt. Der kurze, stets faltige Hals übertrifft den Kopf an Dicke und geht ohne merklichen Absatz in den massigen Leib über, welcher sich ebenso durch den schneidigen, in der Mitte eingesenkten Rückenfirst und den allseitig gerundeten und hängenden Bauch wie dadurch auszeichnet, daß der Widerrist das Kreuz an Höhe um etwas überragt; der kurze Schwanz ist entweder gegen die Spitze hin seitlich stark zusammengedrückt und dann bis zu seinem Ende beinahe gleich breit oder gestreckt kegelförmig. Die Beine, welche sehr starke und breite Schultern und Oberschenkel, aber ziemlich schwächliche Oberarme und Unterschenkel sowie noch mehr verdünnte Hand- und Fußwurzeln haben, krümmen sich wie bei einem Dachshunde von außen nach innen und strecken sich erst von der Handwurzel oder Ferse an senkrecht nach unten; die Füße verbreitern sich vorn wie hinten gleichmäßig zu dem Fußballen, dessen Sohlenfläche rundlich eiförmig ist; unter den nicht unzierlichen Hufen ist der mittlere etwa doppelt so breit wie die beiden seitlichen. Die stets sehr dicke, bei den meisten Arten panzerartige Haut schließt sich dem Leibe entweder bis auf wenige und nicht stark hervortretende Falten an, oder zerfällt in mehrere durch tiefe Falten bestimmt getrennte Schilder, welche einzig und allein durch jene Falten eine gewisse Beweglichkeit erlangen, indem sie sich an den mit dünnerer und schmiegsamerer Haut ausgekleideten Faltenfurchen übereinander wegschieben lassen. Tiefe Runzeln umgeben Augen und Maul und ermöglichen das Öffnen oder Schließen der Lider und eine unerwartete Schmiegsamkeit der plumpen, aber verhältnismäßig sehr beweglichen Lippen. Netzartige Riesen durchkreuzen sich auf der Haut, begaben sie mit einer bemerkbaren Zeichnung und buckelartigen Erhebungen von sehr regelmäßiger Gestalt und verleihen ihr, zumal den Schildern, einen ebenso absonderlichen wie gefälligen Schmuck. Die Behaarung beschränkt sich auf eine mehr oder weniger lange Umsäumung der Ohren und der breitgedrückten Schwanzspitze sowie bei einzelnen Arten auf einige Stellen des Rückens, woselbst dann spärlich dicke und kurze Borsten stehen. Die Hörner, Gebilde der Oberhaut,

bestehen aus gleichlaufenden, äußerst feinen, runden oder kantigen, innen hohlen Fasern von Hornmasse und ruhen mit ihrer breiten, rundlichen Wurzelfläche auf der dicken Haut, welche den vorderen Teil des Gesichtes bekleidet. Nicht selten, obschon immer nur bei einzelnen Stücken, zeigt die Oberhaut an verschiedenen Stellen, zumeist aber am Kopfe, hornartige, bis zu mehreren Zentimetern sich erhebende Wucherungen.

Plumpe und kräftige Formen kennzeichnen auch das Gerippe. Der Schädel erscheint sehr lang und niedrig; die Stirnbeine nehmen den vierten oder dritten Teil der Schädellänge ein und verbinden sich unmittelbar mit den breiten und starken Nasenbeinen, welche die Nasenhöhle überwölben oder von einer mittleren Scheidewand noch gestützt werden. Da, wo das Horn ruht, ist dieser Knochen uneben, rauh, höckerig und wird dies um so mehr, je größer die Hörner sind. Der Zwischenkiefer ist bloß bei den Arten, welche bleibende Schneidezähne haben, ansehnlich; bei jenen dagegen, welche diese Zähne in frühesten Jugend verlieren, verkümmert. Die Wirbelsäule wird von starken, mit langen Dornen besetzten Wirbelkörpern gebildet; 18—20 von ihnen tragen stark gekrümmte, dicke und breite Rippen; das Zwerchfell setzt sich aber schon am 14.—17. Wirbel an. Bereits in früher Jugend verwachsen die fünf Wirbel, welche das Kreuzbein bilden, zu einem Ganzen. Der Schwanz besteht aus 22—23 Wirbeln. An allen übrigen Knochen ist ihre Stärke und Plumpheit das Auffallendste. Dem Gebisse fehlen regelmäßig die Eckzähne und bei den afrikanischen Arten auch die Schneidezähne in beiden Kiefern; letztere sind aber bei den asiatischen Arten während des ganzen Lebens meistens vorhanden. Das übrige Gebiß besteht aus sieben Backenzähnen in jedem Kiefer, von denen jeder einzelne aus mehreren Höckeln und Pfeilern zusammengeschmolzen zu sein scheint, und deren Kauflächen sich mit der Zeit so abnutzen, daß verschiedenartige Zeichnungen entstehen.

Auch die Weichteile verdienen mit einigen Worten beschrieben zu werden. Die Haut der Oberlippe ist sehr dünn, gefäß- und nervenreich, die Zunge groß und empfindlich. Der Magen ist einfach länglich. Unter den Sinneswerkzeugen fallen die Augen durch ihre geringe Größe auf.

Die Nashörner, welche gegenwärtig das orientalische und das äthiopische Reich bewohnen, waren in der Vorzeit weiter verbreitet und kamen ebenso im südlichen Deutschland, in Frankreich und England wie in Rußland und Sibirien vor. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen ausgestorbenen Arten verdient namentlich eine der Erwähnung: nämlich das zweihörnige Vorweltshorn mit knöcherner Nasenscheidewand (*Rhinoceros tichorhinus*), weil es nicht bloß in einzelnen Knochen, sondern mit Haut und Haaren bis auf unsere Tage gekommen ist. Im nördlichen Asien vom Ob an bis zur Beringstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an dessen Ufer nicht Knochen von vorweltlichen Tieren, namentlich von Elefanten, Büffeln und Nashörnern, gefunden würden. „Als ich“, so berichtet Pallas, „im März 1772 nach Jakutsk kam, zeigte mir der Statthalter des östlichen Sibiriens den Vorder- und Hinterfuß eines Nashornes, welcher noch mit Haut überzogen war. Das Tier wurde im sandigen Ufer eines Flusses gefunden. Den Rumpf und die Füße ließ man liegen.“ Nun bemühte sich Pallas, mehr zu erfahren, und brachte zunächst den Kopf und den Fuß nach Petersburg. Später hat von Brandt die Reste untersucht, und so erfahren wir, daß dieses vorweltliche Nashorn, welches während der Schwemizeit das mittlere und nördlichere Europa und den Norden Asiens bewohnte, neben dem Mammut eines der gemeinsten größeren Tiere unseres Weltteils war. Außer in Sibirien fand man seine Knochen auch noch in Rußland, Polen, Deutschland, England und Frankreich und zwar an manchen Orten in erstaunlicher Menge. Das hauptsächlichste Artkennzeichen dieses Tieres besteht darin, daß die bei allen anderen Nashörnern knorpelige Nasenscheidewand bei ihm verknöchert ist, wahrscheinlich bedingt durch die auffallende Verlängerung der Nasenbeine. Ebenso weicht das Tier hinsichtlich

seines Kleides von den anderen Nashörnern ab. Die getrocknete Haut hat eine schmutzig gelbliche Farbe und keine Falten, ist aber dick, an den Lippen geförnelt und überall mit netzförmigen, rundlichen Poren dicht besetzt. Die Haare, straffe Grannen und weiches Wollhaar, stehen in den Poren büschelförmig beisammen; im übrigen ähnelt das Tier den jetzt lebenden so außerordentlich, daß es höchstens einer anderen Untergattung zugezählt werden kann. Seine Nahrung scheint in Nadeln und jungen Trieben der Kiefern bestanden zu haben; doch ist darüber nichts Sicheres bekannt.

Unsere Kenntnis der jetzt lebenden Arten ist zwar in der neuesten Zeit wesentlich bereichert worden, darf aber keineswegs als befriedigend bezeichnet werden. Kaum diejenigen Arten kennen wir wirklich, welche neuerdings lebend in unsere Tiergärten gelangt sind und von kundigen Forschern untereinander verglichen werden konnten. Flower hat im Jahre 1876 die Familie einer neuen Durchsicht und Bearbeitung unterzogen; seine Auffassung darf einstweilen als maßgebend erachtet werden und somit unter zweckmäßiger Beschränkung auch uns als Leitfaden dienen.

Nach Gebiß und Faltung unterscheidet Flower drei Hauptgruppen der Familie, denen wir den zweifelhaften Rang von Untergattungen zusprechen dürfen. Zu der ersten Gruppe rechnet er alle Arten mit schildartig geteilter, zur zweiten die mit weniger gefalteter Haut, zur dritten die Arten ohne bleibend ausgeprägte Falten.

Ein Horn und wohlentwickelte Hals- und Lendenfalten, welche mit den übrigen den harnischartig abgeteilten Hautpanzer begrenzen und schildartige Flächen umgeben, ein innerer, großer, zusammengedrückter Schneidezahn, dem zuweilen seitlich ein kleiner ansitzt, in jeder Oberkieferhälfte, zwei, und zwar ein sehr kleiner innerer und ein sehr großer äußerer, in jeder Unterkieferhälfte kennzeichnen außer der dicken, in starke, bestimmte Rinnen und Falten gelegten Haut die Panzer-Nashörner (*Rhinoceros*), vertreten durch zwei wohlbekannte lebende Arten.

Das Nashorn oder Einhorn, gewöhnlich indisches Nashorn und in seiner Heimat Genda, Ganda, Genta und Gor genannt (*Rhinoceros* [*Rhinoceros*] *unicornis*, *Rhinoceros indicus*, *asiaticus* und *stenocephalus*), erreicht, einschließlich des 60 cm langen Schwanzes, 3,75 m Gesamtlänge, 1,7 m Schulterhöhe und etwa 2000 kg an Gewicht. Sehr kräftig und plump gebaut, zeichnet es sich vor seinen Verwandten aus durch den verhältnismäßig kurzen, breiten und dicken Kopf und die nur ihm eigene Abgrenzung der Schilder. Der Sattel zwischen der sehr steil abfallenden Stirn und dem bis 55 cm hohen, kräftigen, mit der Spitze mäßig zurückgebogenem Horne ist tief, aber kurz, die Unterkinnlade flach gewölbt, das Ohr lang und schmal, an seinem Rande büstenartig mit kurzen Haaren bekleidet, das Maul groß, die Unterlippe breit und eckig, der rüßelförmige Fortsatz der Oberlippe kurz, der bis zur Kniekehle herabreichende, in der tiefen Aftersalte gewöhnlich größtenteils versteckte, beziehentlich sie deckende Schwanz an der Spitze von beiden Seiten her abgeplattet und hier ringsum zeilig behaart. Die großen, vorn gewölbten, unten scharf abgeschnittenen Hufe lassen die langgestreckte, herzförmig gestaltete, fahle, schwielige, harte Sohle zum größeren Teile frei. Die Geschlechtssteile sind sehr groß, die männlichen höchst sonderbar gebildet; das Euter des Weibchens enthält nur ein einziges Zitzenpaar. Eine ungewöhnlich starke Haut, welche viel härter und trockener als beim Elefanten ist und auf einer dicken Schicht lockeren Bindegewebes liegt, so daß sie sich leicht hin- und herschieben läßt, deckt den Körper und bildet einen in Schilde geteilten, hornartigen Panzer, welcher durch



INDISCHES NASHORN.

mehrere regelmäßig verlaufende, tiefe, bereits bei neugeborenen Tieren vorhandene Falten unterbrochen wird.

An den Rändern dieser Falten ist die Haut wulstig aufgeworfen, in ihrer Mitte aber sehr verdünnt und weich, während sie sich sonst wie ein dickes Brett anfühlt. Hinter dem Kopfe zieht sich die erste starke Falte senkrecht am Halse herab, unten eine Querramme bildend; hinter ihr steigt, von ihr schief nach oben und rückwärts, eine zweite Falte auf, welche anfangs sehr tief ist, gegen den Widerrist hin sich aber verflacht und verschwindet. Sie sendet unterhalb ihrer Mitte eine dritte Falte ab, welche sich schief vorwärts am Halse hinaufzieht. Hinter dem Widerriste zeigt sich eine vierte tiefe Falte, welche über den Rücken weg und beiderseits in einer bogenförmigen Krümmung hinter der Schulter hinabläuft, sich unten quer über das Vorderbein hinwegzieht und vorn um dasselbe herumschlingt. Eine fünfte Falte beginnt am Kreuze, steigt schief und vorwärts an den Schenkeln hinab, wendet sich in den Weichen um, richtet sich nach vorn und verschwindet dort, sendet aber vorher einen Zweig ab, welcher anfangs den Borderrand des Hinterbeines umgibt, sodann sich wagemrecht über das Schienbein zieht und zum After hinaufsteigt, von wo aus eine starke Wulst wagemrecht über die Schenkel verläuft. Durch die beiden vom Rücken abwärts gerichteten Falten wird die Haut in drei breite Gürtel geschieden, von denen der erste auf Hals und Schultern, der zweite zwischen diesen und den Lenden und der dritte auf dem Hinterteile liegt; durch die Querfalten werden diese Gürtel, mit Ausnahme des mittleren, den Leib bedeckenden, in Schilde geteilt, und es bildet sich somit ein Schild im Nacken, eins auf jeder Schulter, eins auf dem Kreuze und eins auf jedem Schenkel. Die bis auf die angegebenen Stellen nackte Haut ist überall mit unregelmäßigen, rundlichen, mehr oder weniger glatten, hornartigen Warzenschildchen bedeckt, welche auf der Außenseite der Beine so dicht zusammenstehen, daß diese aussehen, als ob sie mit einem schuppigen Panzerhemde bekleidet wären, wogegen Bauch- und Innenseite der Beine durch mannigfach sich durchkreuzende Furchen in kleine Felder geteilt sind. Um die Schnauze ziehen sich Querrunzeln. Bei jungen Tieren brechen einzelne harte, dicke, borstenartige Haare hier und da hervor. Die Färbung ist verschieden, bei alten Tieren einförmig dunkel graubraun, mehr oder minder ins Rötliche oder Bläuliche spielend. In der Tiefe der Falten ist die Haut blaßrötlich oder bräunlich fleischfarben. Staub, Schlamm und andere Einwirkungen von außen lassen das Kleid dunkler erscheinen, als es ist. Junge Tiere sind viel heller als alte.

Ein indisches Nashorn wurde ums Jahr 1513 an den König von Portugal gesendet; nach England kamen die ersten lebenden in den Jahren 1685, 1739 und 1741.

Wie schon aus der von Albrecht Dürer herrührenden und von Geßner wiedergegebenen, ersten bekannten Abbildung des Nashornes hervorgeht, finden sich bei einzelnen alten Nashörnern Hautwucherungen an verschiedenen Stellen des Leibes, welche mit dem auf der Nase sitzenden Horne eine größere oder geringere Ähnlichkeit haben. Zuweilen häufen sich diese Wucherungen in auffallender Weise. So lebte ein etwa 18 Jahre altes Nashorn im Tiergarten zu Antwerpen, bei welchem die Hauthörner sehr bemerklich waren. Veränderlich in Größe und Gestalt, gleichen sie sich doch darin, daß sie aus einer vollständig verhornten Hautmasse bestehen. Wie Mügel mir mitteilt, zeigte das Tier im Jahre 1875 auf dem Kopfe wie auf allen bedeutenderen Erhebungen der Falten solche Hautwucherungen in ziemlicher Anzahl. Diejenigen, welche auf den Augenbrauenwülsten saßen, hatten nur Haselnußgröße, während alle übrigen viel augenfälliger waren. So trug das Tier auf den sehr stark hervorragenden Jochbeinen jederseits 3—4 abgeschliffene, 2,5—7 cm starke Hörner, auf jedem der von einer mächtigen, vor den Ohren liegenden Hautfalte bedeckten Scheitelhügel dagegen eine hornartige Wucherung und auf der obersten Krümmung der Kehlfalte ein ebenso dickes, mindestens 12 cm langes Horn, welches mit den daneben

aufgewucherten Gebilden eine Pyramide darstellte. Die ganze Gruppe richtete sich nach hinten und war wie die meisten übrigen auf der vorderen Fläche abgeschliffen. Zwischen den Stirn- oder Scheitelhügeln bemerkte man ähnliche Wucherungen von Haselnußgröße, welche eine durch Abfallen eines derartigen Horngelbes entstandene Narbe von 4 cm Durchmesser umgaben. Von der Mitte des Halses erhoben sich fünf senkrechte Hörner, von denen das mittlere 8 cm an Höhe erreicht hatte. Ähnliche Gebilde fanden sich endlich auf der Höhe der Kreuzbeinfalte und am oberen Teile des Schwanzes. Die einen wie die anderen sind durchaus verschieden von den breiten, faltigen Warzen, welche die großen Seitenflächen des Nashornes bedecken. Ihre seitliche Oberfläche ist längs gerieft; die glatte Schlifffläche hat horngelbliche Färbung. Nach Aussage des Wärters fallen diese Hautwucherungen von Zeit zu Zeit ab, und es entstehen dann Narben, welche denen an der Rosenstelle eines abgeworfenen Hirschgeweihs in gewisser Hinsicht ähneln.

Das Verbreitungsgebiet dieses Nashornes erstreckt sich gegenwärtig noch auf den nördlichen Teil Indiens, auf das Terai und überhaupt einen schmalen Landstrich, der sich am Fuße des Himalajas von Nepal an ostwärts bis in die fernsten Gebiete Assams hinzieht. Nach Sterndale soll es ein langlebiges Tier sein; ein Pärchen lebte, laut Blyth, 45 Jahre im Barrackpur-Garten.

Die einzige andere Art der Untergattung ist das Wara-Nashorn, Wara oder Wara der Javaner, in Barma Rhyn-sen genannt, das Java-Nashorn der europäischen Händler (*Rhinoceros* [*Rhinoceros*] *sondaicus*, *Rhinoceros javanicus*, *javanus*, *floweri*, *inermis* (?) und *nasalis*), eine der kleinsten Arten der Familie, welche, bei 1,4 m Schulterhöhe, einschließlich des 50 cm langen Schwanzes, etwa 3 m an Länge erreicht. Cockburn gibt indessen bedeutendere Maße an; nach ihm betrug bei einem Weibchen die Körperlänge 3,7 m, die Schwanzlänge 72 cm und die Schulterhöhe 1,67 m. Diesen Angaben stimmt Kinloch bei, indem er ausdrücklich anführt, daß erwachsene Stücke dieser Art an Größe hinter dem gewöhnlichen indischen Nashorne kaum oder gar nicht zurückstehen. Im übrigen unterscheidet sich die Wara durch den gestreckteren, vor der Stirn nicht so tief eingebuchteten Kopf, das kürzere, höchstens bis 25 cm an Länge erreichende Horn, welches, laut Kinloch, dem Weibchen gänzlich fehlt, den längeren rüßelförmigen Fortsatz der Oberlippe, die Anordnung der Schilde und die Gestalt der Hautbuckel vor dem Nashorne. Das Rückenschild der Wara trennt sich schärfer und reicht, nach unten hin in eine stumpfe Spitze auslaufend, bis zum unteren Drittel der Halshöhe, also viel weiter herab, ist dagegen merklich schmaler oder minder lang als beim Nashorne und läßt auf dem Widerriste so viel Raum, daß die bei dem Nashorne durch das Rückenschild getrennten Schulterschilde ineinander übergehen können und demgemäß einen einzigen, von einem Ellbogen zum anderen sich erstreckenden, unten breiten, nach oben sich verschmälernden Gürtel bilden. Die Hautbuckel sind viel kleiner als beim Nashorne, fünf- oder mehrseitig, mosaikartig dicht nebeneinander gestellt und in der Mitte vertieft, tragen auch hier je eine oder mehrere kurze, schwarze Borsten, welche zwar an den Seiten von älteren Tieren regelmäßig abgerieben werden, auf dem Rücken aber gemeiniglich erhalten bleiben und die Haut hier mit einem schwachen, wie angeflogenen Haarkleide bedecken. Die Färbung des Tieres ist ein schmutziges Graubraun.

Das Wara-Nashorn hat, soweit unsere Kenntnis reicht, ein viel ausgedehnteres Verbreitungsgebiet als die vorhergehende Art. Kinloch hat es 1878 im Sikkim Terai gefunden; es ist ferner heimisch in den Sanderbangs Bengalens, weiter ostwärts in den Sümpfen am Fuße der Hügelländer südlich vom Assam und, laut Cockburn, auch in den südwestlichen Provinzen Chinas, ferner in Barma und auf Java; auf dieser Insel steigt es, nach Junghuhn, bis zu 3000 m Höhe empor.

Halbpanzer-Nashörner möchte ich die Arten nennen, welche Flower nach Gray's Vorgang in der zweiten Untergattung (*Ceratorhinus*) vereinigt. Ihre Merkmale liegen in dem von der Stirn an sanft abfallenden, langgestreckten Kopfe, auf dessen Nasen- und Gesichtsteil hintereinander zwei verhältnismäßig kurze Hörner stehen, den breiten, runden Ohren, der zugerundeten Unterlippe und den unvollständigen Hals- und Lendenfalten, welche die Panzerhaut in Gürtel, nicht aber in Schilde teilen. Das Gebiß weist oben einen einzelnen, mittelgroßen, zusammengebrückten, unten einen einzigen, zugespitzten Schneidezahn in jeder Kieferhälfte auf.

Das Badak- oder Halbpanzer-Nashorn, Badak oder Bahdak der Bewohner der Sundainseln, Sumatra-Nashorn der europäischen Händler (*Rhinoceros* [*Ceratorhinus*] *sumatrensis*, *Rhinoceros sumatranus* und *crossii*, *Ceratorhinus sumatranus* und *niger*), steht an Größe wenig oder nicht hinter dem indischen Nashorne zurück, ist aber, nach Mügels Befund, schlanker gebaut und hochbeiniger als dieses, macht auch wegen der schwächer entwickelten Falten einen minder schwerfälligen Eindruck. An dem mäßig langen Kopfe treten die Stirnhügel weniger hervor, und die Augen erscheinen deshalb nicht so tief liegend wie bei dem Verwandten. Den vorderen Teil des Maules deckt eine halbfügelige, hornige Panzerkappe, welche die Nasenlöcher fast verbirgt und nur dem untersten Rippenrande Beweglichkeit gestattet. Die ausgestreckte Unterlippe nimmt eine rundlöffelige Gestalt an. Die mittelgroßen Ohren tragen an der Innenseite des Außenrandes einen dicken Haarbusch, am inneren Ohrrande einen dichtstehenden wimperartigen Besatz von rötlicher Färbung. Die Halsfalten unterscheiden sich kaum von denen des indischen Verwandten, die Hautabteilung jedoch, welche die Schulter bedeckt, fällt, auf der Mitte des Oberarmes eine Falte bildend, mit ihrem unteren Rande tief herab; eine zweite, aus der Halsgrube entspringende Falte verläuft unter und hinter dem Ellbogen und hängt zusammen mit einer dritten, welche hinter dem Widerriste das Rückgrat überschreitet; die Falte, welche den Leib gegen die Schenkel zu begrenzt, reicht kaum über die Leistenegend hinauf und ist auf dem Hüftkamm vollständig abgeflacht; die Falten der Hinterschenkel zeigen in ihrer Anlage zwar große Ähnlichkeit mit den entsprechenden des indischen Nashornes, sind jedoch so schwach, daß sie, mit Ausnahme der über den Fersen liegenden, nur als angedeutet bezeichnet werden dürfen. Der mittellange Schwanz ist gegen das Ende hin mit einem dünnen Quast geziert. Nur an wenigen Stellen finden sich auf der im allgemeinen glatten Haut kaum bemerkbare rosettenartige Knoten. Die über den ganzen Leib sehr vereinzelt verbreiteten schweinsborstenartigen schwarzbraunen Haare stehen im Nacken und an den Bauchseiten am dichtesten. Hinsichtlich der Färbung weicht das Halbpanzer-Nashorn wenig von den Verwandten ab: ein schwer zu beschreibendes Graubraun ist die Grundfarbe; Stirnhügel, Augengegend und Nasenkappe sehen dunkelbraun aus. Das Tier bewohnt Borneo und Sumatra; hier fand von Rosenberg seine Fährten noch in Höhen von 2000 m.

Ein näher festländischer Verwandter des Panzer-Nashornes ist das von Sclater unterschiedene Rauho hr-Nashorn (*Rhinoceros* [*Ceratorhinus*] *lasiotis*), welches in westlichen Teilen Hinterindiens, besonders in Tenasserim und Arakan, vorkommt. Die Haut ist dünner als bei den vorher beschriebenen Arten und nicht mit den erwähnten warzigen Wucherungen verunstaltet. Der hintere Rand der Ohren ist mit sehr langen Haarfransen geschmückt; der Körper eines jungen war, laut Sterndale, mit langen, feinen, rötlichen Haaren bedeckt. Derselbe Gewährsmann führt auch an, daß das Tier zwei Hörner trage.

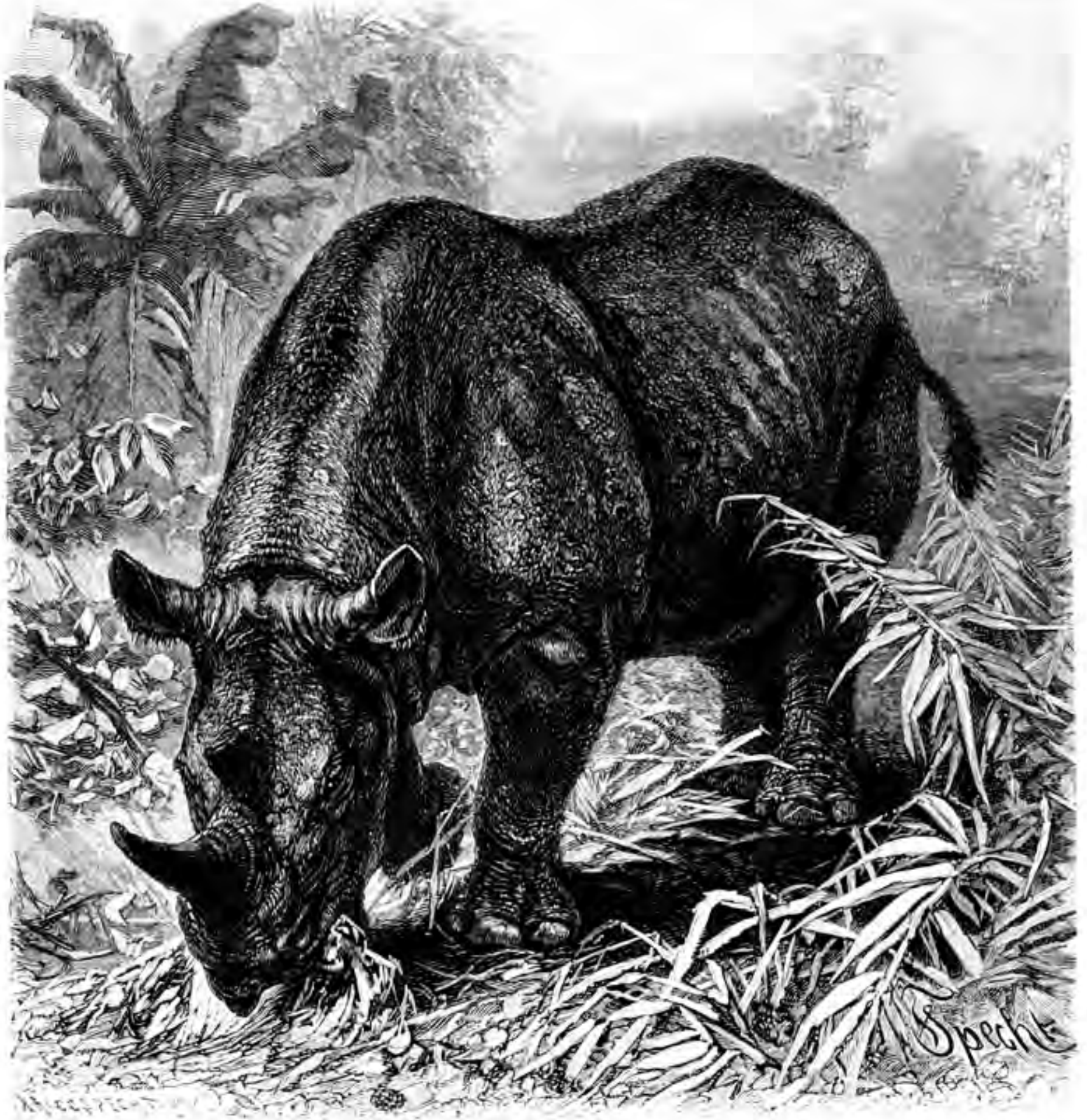
Ein Stück wurde 1868 bei Tschittagong gefangen und vom Londoner Tiergarten für 25,000 Mark angekauft.

Gänzlich fehlende oder vollständig verkümmerte Schneidezähne kennzeichnen das vollständig ausgebildete Gebiß der afrikanischen Nashörner, welche die dritte Untergattung (*Atelodus*) bilden. Ihre glatte, gleichförmige und haarlose Haut ist nur an der Verbindungsstelle von Hals und Leib deutlich gefaltet und weder in Schilde noch in Gürtel geteilt; die Bewaffnung besteht aus zwei schlanken, hintereinander stehenden Hörnern.

Der bekannteste Vertreter der Untergattung ist das Doppelnashorn, das Schwarznashorn der Boers und englischen Jäger, von den Eingeborenen Südafrikas Borele, Upetane oder Upetyane und, falls das hintere Horn sehr lang ist, Keitloa, von den Arabern Anasa und Fertit, Amharisch Awaris, Tigrenisch Aris, von den Somali Wuil, von anderen Eingeborenen Gedangif, Tschal, Gargadan genannt (*Rhinoceros* [*Atelodus*] *bicornis*, *Rhinoceros africanus*, *vamperi*, *brucei* und *keitloa*, *Atelodus* und *Rhinaster bicornis*), welches ich nach einem fast erwachsenen Weibchen des Berliner Tiergartens beschreibe. Der Kopf mag kürzer sein als bei den anderen afrikanischen Nashörnern, ist aber verhältnismäßig länger als bei den Panzernashörnern, sein hinterer Teil stark vortretend, der Gesichtsteil von der Stirn an sattelförmig sanft eingebuchtet, der Unterkiefer merklich nach aufwärts gebogen, das Maul klein, der rüßelförmige Fortsatz der Oberlippe deutlich, aber nicht auffallend entwickelt, die Unterlippe stumpf gerundet, jede Lippe mit tiefen, weit ausgedehnten, vielfach sich verzweigenden Runzelsalten bedeckt, das ringsum von Runzeln umgebene Auge sehr klein, sein Stern eirund, das Ohr, um dessen Wurzel herum ebenfalls einige Runzelsalten verlaufen, kurz und breit, nur an der Wurzel des umgestülpten Innenrandes mit sehr kurzen, aber dicken Haaren bekleidet, das erste Horn mit eirunder Wurzelfläche aufgesetzt, auch im ferneren Verlaufe seitlich zusammengedrückt, nach vorn und oben gewölbt, mit der Spitze etwas zurückgekrümmt, das zweite, meist kürzere Horn am Grunde vorn und hinten flach gekielt, wodurch der Querschnitt die Gestalt eines verschobenen länglichen Vierecks mit abgerundeten Ecken erhält, fast gerade empor oder ein wenig nach vorn gerichtet. Der kurze und dicke, den Kopf an Umfang merklich übertreffende Hals erhebt sich nach dem Widerriste zu und trägt eine durch zwei ziemlich tiefe Falten von dem Kopfe und den Schultern getrennte Quermamme; der Leib ist sehr gestreckt, sein Nacken- und der in der Mitte etwas eingesenkte Rückensirß schneidig, das Kreuzteil verbreitert und, obwohl die Hüftknochen deutlich erkennbar zu sein pflegen, gerundet; der Schwanz hängt schlaff herab; die ebenfalls stark einwärts gekrümmten Beine erscheinen höher als bei den Panzernashörnern, sind durchaus nicht unförmlich dick, im Handteile sogar zierlich gebaut und haben wohlgestaltete Ballen mit Hufen, welche von dem allgemeinen Gepräge nicht abweichen. Außer den erwähnten beiden Halsfalten bemerkt man noch eine kurze hinter dem Schulterteile des Vorderbeines und eine längere vor der Einlenkungsstelle des Hinterbeines, in der Schenkelfuge; im übrigen ist die dicke und haarlose Haut bis auf die angegebenen Runzeln gleichmäßig glatt und zeigt erst bei genauer Besichtigung unendlich viele sich kreuzende und sonstwie durchschneidende Riesen, zwischen denen sich kleine, vielgestaltige Felder bilden. Die Färbung wechselt zwischen einem dunkeln Schiefergrau, welches vorherrscht, und einem schmutzigen Rotbraun. Vollkommen ausgewachsene Männchen haben, bei 1,6 m Schulterhöhe, einschließlich des etwa 60 cm langen Schwanzes, eine Gesamtlänge von rund 4 m. Die mehr oder minder stark rückwärts gebogenen Hörner messen 70—80 cm. Nur in seltenen Fällen ist das hintere Horn annähernd so lang oder etwas länger als das vordere; bei den meisten Stücken erreicht es nicht die halbe Länge des vorderen und erscheint oft als ein bloßer Stummel.

Das Doppelnashorn besitzt in der Jugend stets Schneidezähne; in Südafrika soll es ausschließlich von laubigem Gezweige und von Wurzeln leben; im Nordosten hat jedoch

von Höhnel bei allen erlegten als Mageninhalt nur Gras gefunden. Sein Verbreitungsgebiet ist namentlich von Süden her bedeutend eingeschränkt worden, ist aber immerhin noch sehr ausgedehnt, da es sich über einen großen Teil Afrikas, und zwar vornehmlich über dessen östliche Hälfte, etwa vom 15. Grade nördlicher Breite an südwärts erstreckt bis zu einer Linie, die gegenwärtig quer über Südafrika ungefähr vom Kunene zum Ngamifsee, von hier zum



Doppelnashorn (*Rhinoceros bicornis*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Nordbogen des Limpopo und dann an der Ostgrenze des Transvaalstaates bis zur Delagoa-bai verläuft. In den westlichen Gleicherländern und, wie es scheint, im ganzen Kongogebiete fehlt das Nashorn. M. Böhm fand es im letzten Jahrzehnte im Osten bis zum Tanganjika, aber nirgends häufig; Thomson begegnete ihm öfters im Massailande, und im inneren Somallande kann es, nach den neuesten Erfahrungen von James, nicht selten sein — doch dürfte es sich hier um eine andere, sogleich zu erwähnende Art handeln. Laut Nachtigal war es häufig in Wadai und fand sich auch am Schari. Im Süden ist es, nach den Befunden

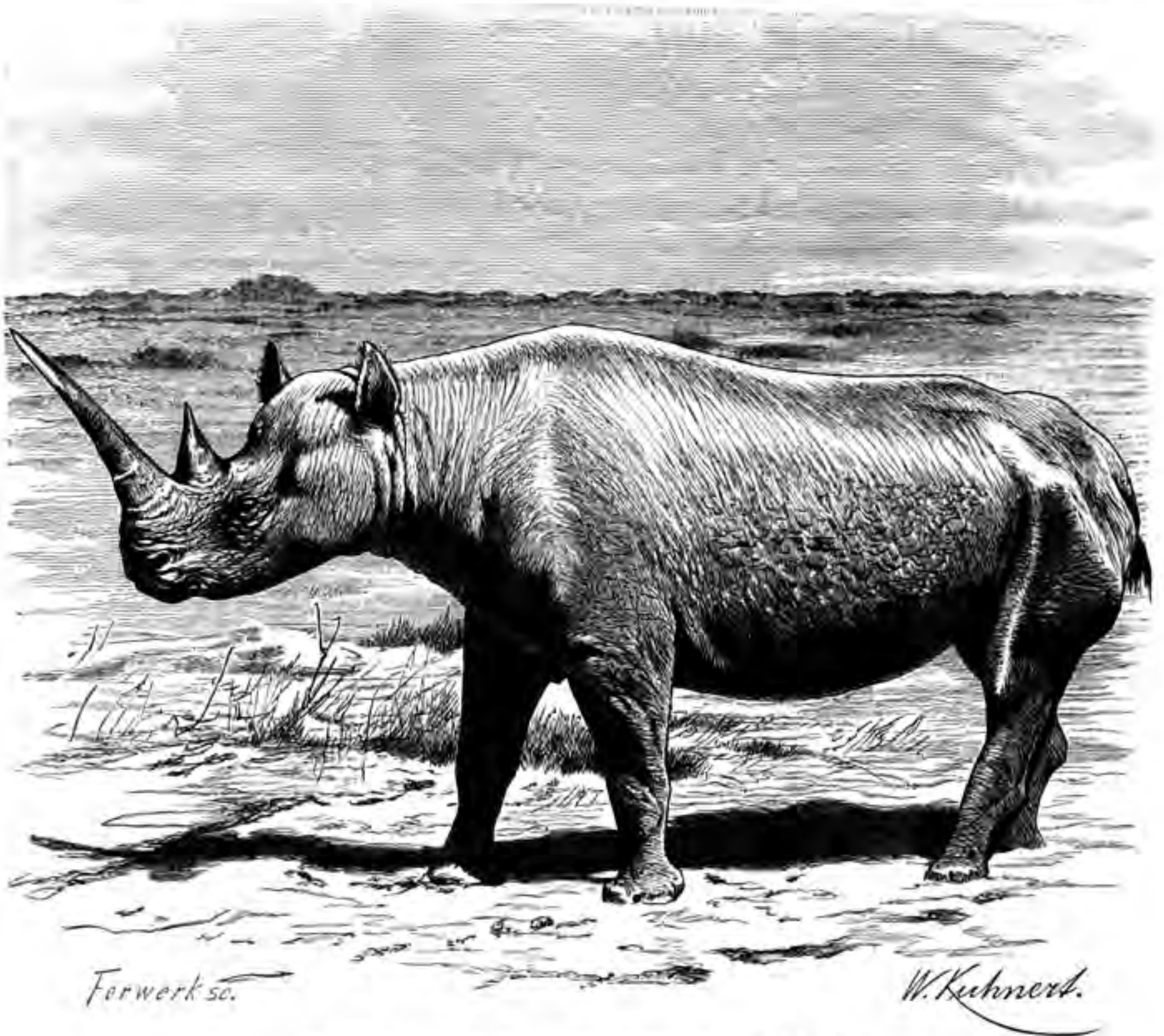
von H. Schinz im letzten Jahrzehnte, am Kunene von Humbe an aufwärts noch häufig, am Kubango und Ngamifsee aber seltener; laut Selous gab es im vorletzten Jahrzehnte an den Tschobesümpfen bloß noch einige, viele dagegen in einem buschreichen Landstriche, der sich südlich vom Sambesi von den Victoriasfällen an ostwärts erstreckt. In gebirgigen Ländern soll unser Tier bis zu 2600 m Höhe emporsteigen.

In Nordostafrika, wo Graf Teleki und von Höhnel auf ihrem Zuge nach Norden jenseits des Gleichers sowohl einer anderen Büffelart als auch einer anderen Art von Tigerpferden begegneten, stießen sie ferner unter 1 Grad 30 Minuten nördlicher Breite auf Nashörner, die sich von den bis dahin sehr häufig gesehenen Doppelnashörnern, von denen sie allein 80 Stück erlegt hatten, auffällig unterschieden. Die nördlicher lebenden Tiere, die nun, wie von Höhnel uns brieflich mitteilt, ausschließlich auftraten, waren mindestens um ein Drittel kleiner als die früher gesehenen, überhaupt viel zierlicher gebaut und dazu schneller und gewandter in ihren Bewegungen. Wenn früher ein Doppelnashorn genügte, um die Karawane für einen Tag hinreichend mit Fleisch zu versorgen, so waren dazu jetzt immer zwei der kleineren Tiere nötig. „Die beiden zierlichen Hörner zeigen meistens einen geringeren Längenunterschied als beim Doppelnashorne, verjüngen sich ziemlich jäh und sind stets seitlich flach gedrückt, manchmal sogar sehr platt.“ Weiter fügt unser Gewährsmann hinzu: „Ich habe sicherlich über ein halbes Hundert Stück Nashörner der südlichen und nördlichen Art zerwirken sehen und als Mageninhalt niemals Blätter, sondern nur Gras gefunden.“

Das Stumpfnashorn oder breitmäulige Nashorn, Monuhu, Kobaba und Tschifori der Eingeborenen Südafrikas, Weißnashorn der Boers (Rhinoceros [Atelodus] simus, Rhinoceros camus, oswellii und burchellii, Atelodus simus, Ceratotherium simum), erreicht eine Schulterhöhe von nahezu 2 m, denn Chapman bestimmte die eines Weibchens zu 195,5 cm, Selous die eines Männchens zu 198 cm, wird, einschließlich des 60 cm messenden Schwanzes, an 5 m lang und übertrifft somit alle Familienverwandten an Größe. Als bezeichnende Merkmale der Art werden folgende angegeben: der Kopf ist so außerordentlich lang, daß er fast ein Drittel der Gesamtlänge einnimmt, das Maul breit und eckig, die Oberlippe nicht zugespitzt hervorstehend, das Ohr ziemlich lang und spitzig, der Hals kurz, der Leib sehr dick, die Haut durch zwei vom Nacken auf die Brust laufende Furchen gezeichnet, die Färbung manchmal ein bis zu Lichtgrau verblaffendes Lichtgelb oder Bläßgraubraun, welches auf Schultern und Schenkeln sowie am Unterleibe zu dunkeln pflegt. Selous, der sehr viele Nashörner in der Wildnis vergleichen konnte, nennt die vorherrschende Färbung auch dieser Art ein dunkles Schiefergrau und fügt, sich gegen die landläufigen Bezeichnungen der beiden afrikanischen Arten wendend, ausdrücklich hinzu: „Die eine wie die andere ist weit davon entfernt, schwarz oder weiß zu sein; ich könnte sogar auf meinen Eid hin nicht angeben, welche von beiden die dunklere ist.“ Wesentlicher noch als durch die angegebenen Merkmale unterscheidet sich das Stumpfnashorn von seinem Verwandten durch die ihm eigentümliche Bildung des Schädels und durch die geringere Zahl der Rückenwirbel, welche von 20 auf 18 herabgesunken ist; außerdem verschwinden die Schneidezähne, wenn überhaupt vorhanden, schon sehr bald nach der Geburt. Das hintere Horn ist kürzer als das vordere, mißt bis zu 60 cm, gewöhnlich aber nur 6–12 cm. Das vordere, meist gerade oder wenig nach vorn gebogene Horn dagegen ist länger als bei irgend einer anderen Art. Allerdings mögen gegenwärtig nur noch selten Stücke gefunden werden, deren Horn mehr als 80–90 cm hoch ist, weil die ältesten und stärksten Tiere abgeschossen worden sind; Selous hat aber im vorletzten Jahrzehnte noch Hörner von 109, 122 und 137 cm Länge gemessen. Die größten Hörner sind, und dieses Merkmal ist bezeichnend für sie,

vorn an der Spitze gewöhnlich flach abgeschliffen, weil sie, wenn ihre Träger weiden, auf dem Erdboden entlang streifen.

Unser Tier ist im vollen Sinne des Wortes ein Grasfresser, denn es nährt sich, nach Selous, abweichend vom Doppelnashorne, bloß von Gräsern, ist daher vorzugsweise in der offenen Landschaft heimisch, während das andere im Buschlande haust. Sein Verbreitungsbereich ist beschränkt und erstreckt sich auf Südafrika, denn es ist zweifelhaft, ob es in Steppengebieten südlich von Abessinien wirklich gefunden wird. Auch in seinem verhältnismäßig eng



Stumpfnashorn (*Rhinoceros simus*). $\frac{1}{20}$ natürl. Größe.

umgrenzten südafrikanischen Wohngebiete, wo es noch vor einem Menschenalter so zahlreich vorkam, daß man an einem Tage wohl einem Duzend und mehr begegnen und am Tränkplaz in einer Nacht 20—25 Stück kommen und gehen sehen konnte, ist es infolge der ebenso schonungslosen wie oftmals nutzlosen Schießlust vieler Jäger größtenteils ausgerottet worden. Im Mittellande von Deutsch-Südwestafrika, binnenwärts von der Balfischbai, wurden die letzten nach mündlicher Angabe von C. Wilmer im Jahre 1874 bei Diepdal am Tsoachaub niedergeschossen. An den Tschobesümpfen, wo Selous unsere Tiere 1874 noch ziemlich gemein fand, waren sie 1879 bereits verschwunden, und die Eingeborenen sagten ihm, „sie seien zu Ende“. Im westlichen Südafrika kommen sie, laut H. Schinz, noch am Kunene, Kubango und am Ngamisee vor; in östlichen Strichen beleben sie aber nur noch Gegenden, in welchen

die Tsetse-Fliege die Haustiere gefährdet und somit das Eindringen der Jäger erschwert. Recht zahlreich sind sie noch, laut Selous, im nordöstlichen Maschunalande, wo sie aber nun ebenfalls bald ausgerottet werden dürften; dann wird im östlichen Südafrika ihr letzter Standort im portugiesischen Tieflande am Sabislusse und vielleicht bis in die Nähe der Delagoabai sein.

Die Alten haben das Nashorn sehr wohl gekannt. Auf den altägyptischen Denkmälern kommt es, laut Dümichen, als erklärendes Bild hinter dem Worte „Ab“ vor. „Die Zeichnung stellt außer Zweifel, daß nur dieses Tier dort gemeint sein kann, und führte es wohl wegen seiner an die Stoßzähne erinnernden, ebenfalls nach oben gebogenen Hörner bei den alten Ägyptern denselben Namen wie der Elefant.“ Für mich steht fest, daß es das Einhorn der Bibel ist, von welchem Hiob sagt: „Meinst du, das Einhorn werde dir dienen und werde bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Gründen? Magst du dich darauf verlassen, da es so stark ist, und wirfst es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheunen sammle?“ Der Urtext nennt dieses Tier „Rem“ und schreibt ihm bald ein Horn, bald zwei Hörner zu. Die Römer, welche einhörnige und doppelhörnige kannten, ließen beide auf ihren Kampfplätzen auftreten. Nach Plinius brachte Pompejus neben dem Luchse aus Gallien und dem Pavian aus Äthiopien das erste einhörnige Nashorn im Jahre 61 v. Chr. zu den Spielen nach Rom. „Das Nashorn“, erzählt Plinius, „ist der geborene Feind des Elefanten. Es weht das Horn an einem Steine und zielt im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist, und so erlegt es den Elefanten.“ Dem fügt er hinzu, daß man schon bei Meroe Nashörner finde. „In der Stadt Aduleton, dem größten Handelsplatze der Troglodyten und Äthiopier, fünf Tagereisen zu Schiffe von Ptolemais, werden Elfenbein, Hörner des Nashornes, Leder vom Flußpferde und andere derartige Handelsgegenstände verkauft.“ Der erste, welcher von diesen Tieren spricht, ist Agatharchides; auf ihn folgt Strabon, welcher in Alexandria ein Nashorn gesehen hat. Pausanias führt es unter dem Namen „äthiopischer Ochse“ auf. Martial besingt beide Arten:

„Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führet das Nashorn
Solcherlei Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhiess.
Wie in erbittertem Rasen erglühete stürmend das Untier!
Wie gewaltig durchs Horn, welchem ein Ball war der Stier!“

sagt er von dem einhörnigen und

„Während bekümmerte Heer zum Kampfe aufreizten das Nashorn
Und lange sammelnd den Zorn dieses gewaltigen Tiers,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfes vor großer Erwartung,
Aber dem Untier lehrt wieder die eigene Wut;
Denn es erhebt mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären,
Leicht, wie die Doggen der Stier wirft zu den Sternen empor.“

von dem zweihörnigen.

Die arabischen Schriftsteller sprechen schon sehr frühzeitig von beiden Arten und unterscheiden die indischen und afrikanischen; in ihren Märchen kommen sie nicht selten als zauberhafte Wesen vor. Marco Polo, der bekannte und für die Tierkunde so wichtige Schriftsteller, ist der erste, welcher nach langer Zeit, während man nichts von Nashörnern vernimmt, das Stillschweigen bricht. Er hat es auf seiner Reise im 13. Jahrhundert in Indien und zwar auf Sumatra wieder gesehen. „Sie haben dort“, sagt er, „viele Elefanten und ‚Löwenhörner‘, welche zwar gleiche Füße haben, aber viel kleiner sind als jene und in der Behaarung dem Büffel ähneln. Sie tragen ein Horn mitten auf der Stirn, thun damit aber niemand etwas.

Wenn sie jemand angreifen wollen, werfen sie ihn vielmehr mit den Knien nieder und stoßen dann mit der Zunge, die mit einigen langen Stacheln besetzt ist, auf ihn los. Ihren Kopf, welcher dem des Wildschweines ähnelt, tragen sie immer gegen die Erde gefehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf und sind überhaupt rohes, garstiges Vieh.“ Im Jahre 1513 erhielt der König von Portugal aus Ostindien ein lebendes Nashorn. Sein Ruf erfüllte alle Länder. Albrecht Dürer gab den erwähnten Holzschnitt heraus, welchen er nach einer schlechten, ihm aus Lissabon zugekommenen Abbildung angefertigt hatte. Derselbe stellt ein Tier dar, welches aussieht, als ob es mit Schabracken bekleidet wäre und Panzerschuppen an den Füßen trage, zeigt auch ein kleines Horn auf der Schulter. Fast 200 Jahre lang war jener Holzschnitt des berühmten Meisters das einzige Bild, welches man von dem Nashorne besaß; kein Wunder daher, daß ihn auch der alte Gesner verwendete. Erst Chardin, welcher in Ispahan ein Nashorn sah, hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere Abbildung gegeben. Die Lebensschilderung hatte Bontius um die Mitte des 17. Jahrhunderts berichtet. Von nun an beschreiben alle naturkundigen Reisenden die eine und andere Art, mit besonderer Ausführlichkeit aber die südafrikanischen Nashörner, so daß es gegenwärtig immer noch leichter ist, ein allgemeines Lebensbild der Tiere zu entwerfen, als die verschiedenen Arten selbst zu kennzeichnen.

Im großen und ganzen ähneln sich alle Nashörner in ihrer Lebensweise, in ihrem Wesen, in ihren Eigenschaften, Bewegungen und in ihrer Nahrung; doch scheint immerhin jede Art ihre Eigentümlichkeiten zu haben. Unter den asiatischen Arten z. B. gilt das Nashorn als ein außerordentlich bössartiges Geschöpf; das Wara-Nashorn wird schon als viel gutmütiger und das auf Sumatra lebende als harmlos geschildert. Ähnlich verhält es sich mit den afrikanischen. Das Doppelnashorn wird trotz seiner geringen Größe als das wütendste aller afrikanischen Tiere, das Stumpfnashorn dagegen als ein wirklich harmloses Wesen bezeichnet. Etwas Wahres wird wohl an dieser Auffassung, die volle Wahrheit aber die sein, daß jedes Nashorn beim ersten Zusammentreffen mit dem Menschen, und solange es nicht gereizt wurde, als gutmütig, durch böse Erfahrungen gewizigt oder erzürnt aber als bössartig sich erweist. Die Araber des Sudan sind geneigt, in den riesenhaften Tieren, wie im Nilpferde, Zauber- gestalten zu erblicken: sie glauben, daß irgend ein böswilliger Hexenkünstler die Gestalt dieser Tiere annehmen könne, und versuchen ihre Ansicht damit zu begründen, daß Nashörner wie Nilpferde in ihrer blinden Wut keine Grenzen kennen.

Ein möglichst wasserreiches Gebiet: Sumpfigenden, Flüsse, welche auf weithin ihr Bett überfluten, Seen mit umbuschten, schlammigen Ufern, in deren Nähe grasreiche Weideplätze sich befinden, Waldungen mit Bächen und ähnliche Örtlichkeiten bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte der Nashörner; die afrikanischen aber befinden sich auch sehr wohl in recht trockenen gras- und buschreichen Gebieten, wenn sonst nur Dümpe in erreichbarer Nähe vorhanden sind. So massigen und wohlgepanzerten Tieren gegenüber eröffnet selbst das verschlungenste Dickicht kein anderen Geschöpfen unnahbares Inneres, erweisen sich auch die furchtbarsten Dornen machtlos. Daher begegnen wir den meisten Arten in besonderer Häufigkeit in Wäldern, und zwar vom Meeresstrande an, einzelnen in der Höhe noch regelmäßiger und häufiger als in der Tiefe. So findet sich z. B., laut Junghuhn, das Wara-Nashorn auf Java zwar auch im buschreichen Küstengelände, zahlreicher aber im Gebirge bis zu 3000 m Höhe. Täglich einmal besucht wohl jedes Nashorn ein Gewässer, um hier zu trinken und sich im Schlamm zu wälzen. Ein Schlammbad ist allen auf dem Lande lebenden Dickhäutern geradezu Bedürfnis; denn so sehr auch ihr Fell ihren Namen bethätigt, so empfindlich zeigt es sich für die Stiche der Fliegen, Bremsen und Mücken, und nur durch Auflegen einer dicken Schlamm- lage verschaffen sie sich einigermaßen Schutz und Frieden. Ehe sie noch auf Nahrung ausgehen, eilen die Nashörner zu den weichen Ufern der Seen, Lachen und Flüsse, wühlen in dem

Moraste ein Loch und wälzen und drehen sich in diesem, bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit Schlamm bedeckt sind. Das Wälzen im Schlamm thut ihnen so wohl, daß sie dabei laut knurren und grunzen und sich von dem behaglichen Bade sogar hinreißen lassen, die ihnen sonst eigene Wachsamkeit zu vernachlässigen.

Die Nashörner sind mehr bei Nacht als bei Tage thätig. Große Hitze ist ihnen sehr zuwider; deshalb schlafen sie um diese Zeit an irgend einem schattigen Orte, halb auf der Seite, halb auf dem Bauche liegend, den Kopf vorgestreckt und ebenfalls aufgelegt, oder stehen träge in einem stillen Teile des Waldes, wo sie durch die Kronen größerer Bäume gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind. Alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß der Schlaf der Tiere ein sehr gesunder ist. Mehrere von ihnen konnten sich ruhenden Nashörnern ohne besondere Vorsicht nähern: diese glichen fühllosen Felsblöcken und rührten sich nicht. Gewöhnlich vernimmt man das dröhnende Schnarchen des schlafenden Nashornes auf eine gute Strecke hin und wird dadurch selbst dann aufmerksam gemacht, wenn man das versteckt liegende Tier nicht sieht. Doch kommt es auch vor, daß der Atem leise ein- und ausgeht und man plötzlich vor einem der Riesen steht, ohne von dessen Vorhandensein eine Ahnung gehabt zu haben.

Mit Anbruch der Nacht, in vielen Gegenden aber auch schon in den Nachmittagsstunden, erhebt sich das plumpe Geschöpf, nimmt ein Schlammbad, reckt und dehnt sich dort behaglich und geht nun auf Weide aus. Es äst ebensowohl in den dichten, anderen Tieren kaum zugänglichen Wäldern als auch auf offenen Ebenen, im Wasser nicht weniger als in dem Röhricht der Sümpfe, auf Bergen ebenso gut wie im Thale. Wo es mit Elefanten zusammenlebt, nimmt es gewöhnlich deren Wege an; doch verursacht es ihm keine Schwierigkeit, selbst solche zu bahnen. In den Dschangeln Indiens sieht man von ihm herrührende lange, schnurgerade Wege, auf denen alle Pflanzen seitlich niedergebrosen sind, während der Boden niedergestampft ist; im Inneren Afrikas gewahrt man ähnliche Gangstraßen. Nicht selten findet man wohl ausgetretene Wege, welche über felsige oder steinige Abhänge von einem Walde zum anderen führen und durch das beständige Traben auf der gleichen Stelle förmlich in das Gestein eingegraben wurden, so daß schließlich tiefe Hohlwege entstehen. „Auf Java“, schreibt mir Haxkarl, „sah ich solche Wege noch auf Höhen von 3000 m über dem Meere, ebenso wie in den feuchten Niederungen der Südküsten der Insel. Unter allen Umständen kann man, diesen Wegen folgend, mit Sicherheit darauf rechnen, schließlich zu einer Quelle oder Wasserlache zu gelangen. Hier und da ist ein Baumstamm quer über den oft mehr als einen halben Meter tief ausgetretenen Weg gestürzt, so daß das Nashorn nur mit Mühe darunter weglaufen kann; gleichwohl nimmt es nach wie vor den altgewohnten Wechsel an, denn man findet den unteren Teil des Stammes abgerieben, ja förmlich poliert.“ Auch von Heuglin hebt hervor, daß das Doppelnashorn regelmäßig seinen Wechsel einhält, nicht wie der Elefant ein umherirrendes Leben führt, vielmehr seine Standorte nur selten, höchstens durch die Dürre gezwungen, verändert, und Mohr erzählt, ebenso wie Jungbunn und Haxkarl, von breit ausgetretenen Wegen der letztgenannten Art, welche auf den steilen Höhenzügen und Bergen südlich vom Sambesi, selbst auf den schroffsten Klippen und Gipfeln zu bemerken waren und zuweilen als Fußpfade benutzt werden konnten.

Hinsichtlich seiner Nahrung steht das Nashorn zum Elefanten in einem ähnlichen Verhältnisse wie der Esel zum Pferde. Es frißt Baumzweige und harte Stauden aller Art, Disteln, Ginster, Sträucher, Schilfsarten, Steppengras und dergleichen, ist aber auch fastigerem Futter durchaus nicht abhold. In Afrika besteht, wie schon bei Beschreibung der Arten erwähnt, die Hauptnahrung der einen aus Gezweige, besonders der dort weitverbreiteten dornigen Mimosaen, die der anderen aus büschelförmig wachsenden Gräsern. Manchmal richten unsere Tiere, wo Feldbau betrieben wird, auch ziemliche Verwüstungen an; denn sie bedürfen großer Futtermengen, bevor der Magen von 1,5 m Länge und 75 cm

Weite gefüllt ist. Noch mehr aber, als sie fressen, verderben und zerstampfen sie in den Pflanzungen. Die Nahrung wird mit dem breiten Maule abgepflückt oder mittels des handartigen Fortsatzes abgebrochen. An einem gefangenen indischen Nashorne beobachtete ich, daß es mit seiner Lippen Spitze sehr kleine Stücke, z. B. Zuckerbroden, geschickt einflemmen und dann durch Umbiegen derselben auf die weit vorragende Zunge bringen kann. Alle Nahrung, welche das Tier aufnimmt, zerkaut es sogleich, aber in rohester Weise; denn seine Speiseröhre ist weit genug, um auch großen Stücken den Durchgang zu gestatten. Das indische Nashorn kann die rüsselartige Ausbuchtung der Oberlippe bis auf etwa 15 cm verlängern und damit einen dicken Grasbusch erfassen, ausreißen und in das Maul schieben. Ob das Gras rein ist oder ob etwas Erde an den Wurzeln hängt, scheint gleichgültig zu sein. Es schlägt allerdings erst den ausgerissenen Busch einmal gegen den Boden, um den größten Teil der erdigen Stoffe abzuschütteln, schiebt ihn dann aber mit Seelenruhe in den weiten Rachen und würgt ihn ohne Schlingbeschwerden hinab. Sehr gern frißt es auch Wurzeln, deren es sich mit Leichtigkeit bemächtigt. Bei guter Laune gefällt es sich, schon seines Vergnügens halber, darin, einen kleinen Baum oder Strauch aus dem Boden zu wühlen, und setzt zu diesem Zwecke mit dem gewaltigen Horne so lange unter den Wurzeln herum, bis es schließlich den Strauch erfassen und herausheben kann, worauf durch andere Schläge die Wurzeln losgebrochen und endlich verzehrt werden. Dabei hat man jedoch bemerkt, daß die verschiedenen Arten auch eine verschiedene Auswahl ihrer Nahrung zu treffen pflegen.

Dem entsprechend hat die Losung ein verschiedenes Aussehen und unterscheidet sich zuweilen von der des Elefanten ebenso, wie sie ihr in anderen Fällen ähnelt. Haßkarl fand in den 5—7 cm im Durchmesser haltenden Klumpen der Losung des Wara-Nashornes oft Überreste von fingerdicken Ästen, von Heuglin dagegen in der des Doppelnashornes immer nur fein zerkaute Pflanzenfasern. Einigen asiatischen Nashörnern scheint gemeinsam zu sein, daß sie ihre Losung an bestimmten Stellen absetzen und nach und nach Haufen von bedeutendem Umfange auftürmen. Selous betont jedoch, daß die beiden Arten, die er in Südafrika beobachtete, sich ganz abweichend verhalten: Das Stumpfnashorn läßt seine Losung liegen, wie sie fällt, schleudert sie nicht mit dem Horne umher und pflügt auch nicht den Boden auf, während das Doppelnashorn seine Losung stets auseinander wirft, wobei es fußtiefe Löcher mit Horn und Nase wühlt und häufig, wo immer es entlang zieht, halbkreisförmige Furchen in den Boden reißt. Schon an diesen Spuren sind die beiden Arten sicher zu unterscheiden.

Das Wesen der Nashörner hat wenig Anziehendes. Sie fressen entweder oder schlafen; um die übrige Welt bekümmern sie sich kaum. Im Gegensatz zu dem Elefanten leben sie nicht in Herden, sondern meist einzeln oder höchstens in kleinen Trupps von 4—10 Stück. Unter solcher Gesellschaft herrscht wenig Zusammenhang: jedes einzelne lebt in der Regel für sich und thut, was ihm beliebt. Gleichwohl kann man nicht behaupten, daß eins das andere mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachte; es bilden sich vielmehr, ganz abgesehen von einer Nashornmutter und ihrem Kinde, nicht selten Freundschafts-, um nicht zu sagen Eheverhältnisse zwischen den verschiedenen Geschlechtern aus, welche sehr inniger Art sein können und vielleicht nur mit dem Tode endigen. In der Freiheit begegnet man öfters Paaren, welche alles gemeinschaftlich thun, und an gefangenen und aneinander gewöhnten Nashörnern beiderlei Geschlechtes kann man eine wahrhaft zärtliche Liebe wahrnehmen. Schwerfällig wie der Leib erscheint auch das geistige Wesen, aber weder der eine noch das andere ist es wirklich. Für gewöhnlich schreitet ein Nashorn gewichtig und etwas plump dahin, und wenn es sich niederlegt oder wälzt, thut es dies anscheinend so ungeschickt wie möglich; alle Bewegungen aber sehen unbeholfener aus, als sie thatsächlich sind. Behende

Wendungen und Biegungen kann ein Nashorn freilich nicht ausführen; in ebenen Gegenden aber eilt es, wenn es einmal in Bewegung gekommen ist, sehr rasch davon. Es geht nicht, wie die Elefanten, im Paßgange, sondern schreitet mit den sich gegenüberstehenden Vorder- und Hinterbeinen aus. Es kann auch einen recht fördernden und ausdauernden Trab laufen. In allen Gangarten hält, nach Selous' Beobachtungen, das Stumpfnashorn den Kopf gewöhnlich tief, das Doppelnashorn aber hoch; außerdem läuft das noch junge Kalb von jener Art in der Regel vor, von dieser Art aber hinter der Mutter einher. Das Schwimmen übt jedes Nashorn, hält sich jedoch mehr an der Oberfläche und taucht nicht ohne Not unter. Einzelne Berichtersteller wollen jedoch beobachtet haben, daß es in Sümpfen oder Flüssen bis zum Grunde hinabtauche, dort mit dem Horne die Wurzeln und Ranken der Wasserpflanzen aushebe und mit sich emporbringe, um sie oben zu verzehren.

Unter den Sinnen der Nashörner steht das Gehör obenan, dann folgt der Geruch und auf diesen das Gefühl. Das Gesicht ist sehr wenig ausgebildet. Das Gehör muß sehr fein sein; denn das Tier vernimmt das leiseste Geräusch auf weite Entfernungen. Aber auch der Geschmack ist durchaus nicht zu leugnen; wenigstens beobachtete ich bei zahmen, daß ihnen Zucker ein höchst erwünschter Gegenstand war und mit besonderem Wohlgefallen von ihnen verzehrt wurde. Die Stimme besteht in einem dumpfen Brunzen, welches bei größerer Wut in ein wildes Schnauben und Prusten übergeht. In der Freiheit mag man dieses Prusten oft vernehmen; denn ein Nashorn ist leicht in Wut zu versetzen, und seine Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht Futter heißt, kann sich sehr bald in das Gegenteil umwandeln. Sir Stamford Raffles beobachtete, daß das Wara-Nashorn vor einem einzigen Hunde die Flucht ergriff, und andere Reisende sahen Nashörner eiligst davonlaufen, nachdem sie Menschen gewittert hatten; allein dieses Betragen ändert sich auch manchmal, wenn ein Tier gereizt wird. Es achtet dann weder die Anzahl noch die Wehrhaftigkeit seiner Feinde, sondern stürzt blindlings in gerader Linie auf den Gegenstand seines Zornes los. Ob dann eine Gesellschaft bewaffneter Leute dem rasenden Tiere entgegensteht, oder ob der Gegenstand seiner Wut ein völlig harmloser und unbedeutender ist, scheint es wenig zu kümmern. Rote Farben sollen ihm, wie dem Stiere, zuwider sein; wenigstens hat man es Anfälle auf grellfarbig gekleidete Menschen ausführen sehen, welche ihm nicht das Geringste zuleide gethan haben. Glücklicherweise ist es nicht so schwer, einem in voller Wut dahinrennenden Nashorne zu entgehen. Der geübte Jäger läßt es bis auf etwa 10—15 Schritt herankommen und springt dann zur Seite; der tobende Gesell rennt an ihm vorüber, verliert die Bitterung, welche er bisher hatte, und stürzt nun auf gut Glück vorwärts, vielleicht an einem anderen unschuldigen Gegenstande seinen Ingrimm auslassend.

Die Reizbarkeit der Nashörner verdunkelt den wahren Ausdruck ihres geistigen Wesens und erschwert in hohem Grade eine richtige Beurteilung und gerechte Würdigung ihres Verstandes. Ungeachtet aller bisher mitgetheilten Beobachtungen kennt man das freilebende Tier noch zu wenig, als daß man im Stande wäre, ein einigermaßen zutreffendes Urtheil zu fällen; man hat es selten wirklich beobachtet, sondern bei der Begegnung entweder angegriffen oder geflohen. Die wenig entwickelte Hirnkapsel seines Schädels, sein kleines Gehirn, spricht allerdings nicht für eine hohe geistige Entwicklung, und seine leibliche Trägheit scheint die Annahme auch einer geistigen Schwerfälligkeit zu rechtfertigen; es fragt sich jedoch, ob die eine wie die andere Folgerung richtig ist. Gefangene Nashörner befunden zwar ebenfalls wenig geistige Begabung, keineswegs aber eine so auffallende Verstandesarmut wie viele andere Mitglieder ihrer Klasse, beispielsweise alle Beuteltiere und die meisten Nager. Viel eher und bestimmter als diese und jene lernen sie ihre Wärter kennen, fügen sie sich in die ihnen auferlegten Verhältnisse, gewöhnen sie sich an eine gegen ihre frühere wesentlich veränderte Lebensweise; sie lassen sich daher keineswegs schwierig behandeln. Wahrscheinlich würden

sie noch ganz andere Beweise ihres Verstandes liefern, wollte man sich überhaupt Mühe geben, mit ihnen zu verkehren, ihren Geist zu wecken und zu bilden, anstatt einfach für ihre unabweislichsten Bedürfnisse zu sorgen und sie im übrigen anzustauen oder gleichgültig sich selbst zu überlassen.

Über die Fortpflanzung der Nashörner fehlen zur Zeit noch erschöpfende, genauen Beobachtungen entsprungenen Berichte. Bei der indischen Art soll die Paarung in die Monate November und Dezember fallen und der Wurf, nach einer Tragzeit, deren Dauer auf 17—18 Monate zu veranschlagen wäre, im April oder Mai erfolgen. Der Paarung gehen zuweilen gewaltige Kämpfe unter den Männchen voraus. So sah Andersson vier männliche Nashörner im wütendsten Kampfe, erlegte zwei und fand, daß sie mit Wunden bedeckt und infolge deren nicht im Stande waren, sich satt zu fressen. Das Nashorn bringt ein einziges Junges zur Welt: ein kleines, plumpes Vieh, von der Größe eines halbwüchsigen Schweines, welches mit offenen Augen geboren wird. Seine rötliche Haut ist noch faltelos, der Ansatz zum Horne aber schon vorhanden.

Zufällig ist unsere Kunde über die ersten Tage des Kindeslebens eines Nashornes in neuerer Zeit nicht unwesentlich bereichert worden. Am 7. Dezember 1872 gelangte, wie Bartlett berichtet, ein altes weibliches Badak-Nashorn von Singapur nach London. Das Tier war etwa 7 Monate zuvor gefangen und, nach Aussage der Fänger, kurz vorher belegt worden. Am Tage seiner Ankunft, gegen 7 Uhr abends, vernahm der Wärter zu seiner Überraschung ein schwaches Quieten, welches aus dem Behälter des Nashornes zu kommen schien. Bei Besichtigung des Tieres ergab sich, daß es soeben ein Junges geworfen hatte und gerade beschäftigt war, die Nabelschnur, mittels welcher letzteres noch an ihm hing, zu zerbeißen. Zur Verwunderung des Wärters zeigte sich die bisher sehr ungebärdige Alte ruhig und sanft, erlaubte ihm sogar, nachdem er sie angerufen hatte, in den Verschlag zu treten, sie zu melken und ihr später das Junge an das Euter zu legen. Als Bartlett am anderen Morgen an Bord kam, war man eben beschäftigt, Mutter und Kind zu landen. Auf seinen Rat trennte man beide, um zu verhüten, daß die Alte beim Berrücken und Umladen des Behälters das Kleine erdrücke oder beschädige. Kaum aber stand der schwere Verbandkäfig glücklich auf dem Wagen, als die Mutter so unruhig wurde, daß man sich genötigt sah, ihr das Kind zurückzugeben. Der Wärter begab sich ebenfalls in den Käfig und verblieb hier während der ziemlich langen Fahrt von den Dock bis zu den Ställen des betreffenden Händlers und Besitzers. Hier verging eine geraume Zeit, bevor man die Alte abgeladen und im Stalle eingepfercht hatte, und man hielt es für geraten, das Junge einstweilen in dem Geschäftszimmer unterzubringen, hatte jedoch seine liebe Not mit ihm, um unerlaubten kindischen Gelüsten zu steuern.

Sobald man die Mutter glücklich eingestellt hatte, gab man ihr das Junge zurück. Es begann auch sofort zu saugen, verließ, nachdem es sein Bedürfnis befriedigt hatte, die Alte, wandte sich einem dunkeln Winkel zu und legte sich hier zur Ruhe nieder, ganz, wie viele Wiederkäufer zu thun pflegen, welche von ihren Müttern so lange versteckt werden, als diese ihrer Nahrung nachgehen. Besonders auffallend fand Bartlett die merkwürdige Friedfertigkeit der Alten. Während diese vor der Geburt des Jungen stets geneigt war, ihren Wärter und jeden anderen, welcher ihr sich näherte, anzugreifen, erlaubte sie jetzt dem Pfleger, in den Raum zu treten und sie zu melken, als wäre sie die zahmste Kuh, gestattete auch später, als sie sich bereits im Stalle befand, anderen, ihr fremden Leuten, zu ihr zu kommen, und nahm ihr gespendete Liebkosungen mit derselben Widerstandslosigkeit entgegen wie irgend ein von vielen Leuten verwöhntes und verhätscheltes Mitglied der vierbeinigen Bewohnerschaft eines Tiergartens. Nach Bartletts Meinung befand sie sich in einem Zustande von Geistesabwesenheit oder vielleicht in einem solchen der Erschöpfung; möglicherweise

auch nahm sie Rücksichten auf ihr Kind und zeigte deshalb ein so vollständig verändertes Betragen; denn sie ließ sich Mißhandlungen oder Behelligungen gefallen, welche sie sonst sicherlich zurückgewiesen haben würde und wenige Tage später auch thatsächlich auf das kräftigste abwehrte. Das junge Bada-Nashorn erinnerte wegen seines mageren Leibes, der langen Glieder und der Art und Weise, wie es den großen, gestreckten Kopf bewegte, an einen jungen Esel oder an ein verhungertes Ferkel. Sein vorderes Horn war bereits vorhanden und etwa 2 cm hoch, sein hinteres noch nicht sichtbar, dessen Stelle aber durch einen nackten Flecken angedeutet, sein beinahe schwarzhäutiger Leib dicht mit kurzem, krausem, schwarzem Haar bekleidet, das Ohr innen wie außen dichter, der Schwanz an der Spitze büstenartig behaart. Besonders merkwürdig erschien die Beschaffenheit der Hufe, welche unter der weichen Sohle lagen und somit das Tier nötigten, auf der Vorder- oder Außenseite der Hufe zu gehen. Seine Länge betrug ungefähr 1 m, die Schulterhöhe 60 cm, das Gewicht 25 kg.

Leider lebte das Tierchen nicht lange. Laut Noll, welcher nach Hagenbeds Mitteilungen über das freudige Ereignis berichtete, wurde es zwar von der Alten treulich gepflegt und am Tage sieben- bis achtmal, des Nachts drei- bis viermal genährt, gedieh auch zusehends und wuchs merkwürdig schnell, lag aber bereits am Morgen des 10. Dezembers tot im Stalle, wahrscheinlich erdrückt von der eigenen Mutter, welche sich, als man ihr jetzt das Junge wegnahm, überaus wütend gebärdete.

Auch von freilebenden Nashörnern hat man erfundet, daß die Mutter warme Liebe für ihr Junges zeigt, es fast 2 Jahre hindurch säugt, während dieser Zeit mit der größten Sorgfalt bewacht und bei Gefahr grimmig verteidigt. Wie lange das junge Nashorn bei seiner Mutter bleibt, weiß man nicht; ebensowenig kennt man das Verhältnis zwischen dem Vater und dem Kinde. Das Wachstum des letzteren schreitet in den ersten Monaten rasch vor sich. Ein Nashorn, welches am dritten Tage etwa 60 cm hoch und 1,1 m lang war, wächst in einem Monate 13 cm in die Höhe und 15 cm in die Länge. Nach 13 Monaten hat es bereits eine Höhe von 1,2, eine Länge von 2 und einen Umfang von 2,1 m erreicht. Die Haut ist in den ersten Monaten von dunkelrötlicher Farbe und erhält später eine dunkle Schattierung auf hellerem Grunde. Bei den bezüglichen Arten ist bis zum 14. Monate kaum eine Andeutung der Falten vorhanden; dann aber bilden sich diese so rasch aus, daß binnen wenigen Monaten kein Unterschied zwischen den Alten und Jungen vorhanden ist. Übrigens gehört mindestens ein achtjähriges Wachstum dazu, bevor das Nashorn eine Mittelgröße erreicht hat, und erst nach zurückgelegtem 13. Jahre nehmen gefangene nicht mehr an Größe und Umfang zu. Das Horn biegt sich durch das ewige Wachsen mehr nach hinten. Manche, zumal gefangene Nashörner, haben die Gewohnheit, so viel mit ihm zu schleifen, daß es bis auf einen kleinen Stummel verkleinert wird. Gänzlich abgestoßene Hörner ersetzen sich wieder, verletzte nehmen zuweilen eine von der gewöhnlichen sehr verschiedene Gestalt an, woraus hervorgeht, daß man nicht berechtigt ist, auf die Hörner allein Arten zu begründen.

Man hat in alter Zeit viel von den Freundschaften und Feindschaften der Nashörner gefabelt. Namentlich der Elefant sollte aufs eifrigste von ihnen bekämpft werden und regelmäßig unterliegen müssen. Diese schon von Plinius herrührenden Geschichten werden von dem einen und anderen Reisebeschreiber gelegentlich aufgewärmt, sind jedoch sicherlich als Fabeln anzusehen. Daß ein gereiztes Nashorn sogar einen Elefanten angreifen kann, mag glaublich erscheinen; in solchem Falle aber weiß dieser sich doch auch zu wehren und bietet sich nicht ohne weiteres zur Zielscheibe für die Hornstöße des Gegners dar. Richtigeres erzählt man von der Freundschaft unseres Tieres mit schwächeren Geschöpfen. Andersson, Gordon Cumming und andere fanden fast regelmäßig auf dem Doppel- wie auf dem

Stumpfnashorne einen dienstwilligen Vogel, den Madenhacker, welcher die Riesen während des ganzen Tages treu begleitet, gewissermaßen Wächterdienste bei ihnen verrichtet und sich von dem Ungeziefer nährt, von welchem diese Tiere wimmeln; er hält sich deshalb immer in unmittelbarer Nähe der Tiere oder auf ihrem Leibe selbst auf. Diese Vögel sind die besten Freunde, welche das Nashorn hat, und verfehlen selten, es zu warnen, wenn Gefahr droht. Selbstverständlich finden die Vögel Anerkennung für solche treue Begleitung, denn auch das stumpfsinnigste Säugetier muß die Wohlthaten erkennen, welche sie ihm durch Ableben der es peinigenden Kerse bereiten. Ob aber bei Annäherung des Menschen die Vögel ihr Weidetier geradezu in das Ohr picken, um es aufzuwecken, will ich gern dahingestellt sein lassen; ich glaube eher, daß schon die allgemeine Unruhe, welche sie kundgeben, wenn sich ihnen etwas Verdächtiges zeigt, hinreichend ist, um das Nashorn aufmerksam zu machen. Daß besonders vorsichtige Vögel von anderen Tieren als Vorposten und Warner anerkannt und beachtet werden, wissen wir bestimmt.

Außer dem Menschen dürfte das Nashorn nicht viele Feinde haben. Löwen und Tiger meiden das Tier, weil sie wissen, daß ihre Krallen doch zu schwach sind, um durch dessen dicke Panzerhaut tiefe Wunden zu reißen; einem von der Mutter getrennten Kalbe mögen sie freilich gefährlich werden. Das Nashorn fürchtet andere kleine Tiere weit mehr als die großen Räuber und hat namentlich in einigen Bremsen und in den Mücken schlimme Feinde, gegen welche es kaum etwas unternehmen kann. Überall ist wohl der gefährlichste Feind des Nashornes der Mensch. Alle Völkerschaften, in deren Gebieten die plumpen Geschöpfe vorkommen, und auch europäische Jäger stellen ihnen eifrig nach. Man hat gefabelt, daß die Panzerhaut für Kugeln undurchdringlich sei; doch unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß ein Messer, eine Lanze, selbst ein kräftig geschnellter Pfeil sie durchdringt. Die eingeborenen Jäger suchen das Nashorn während des Schlafes unter dem Winde zu beschleichen und werfen ihm ihre Lanze in den Leib oder setzen ihm die Mündung des Gewehrlaufes fast auf den Rumpf, um den Kugeln ihre volle Kraft zu sichern. Die Abessinier gebrauchen Wurfspeie, schleudern davon aber manchmal 50—60 auf ein Nashorn. Wenn es etwas erschöpft vom Blutverluste ist, wagt sich einer der Kühnsten an das Tier heran und versucht, mit dem scharfen Schwerte die Achillessehne durchzuhauen, um das Tier zu lähmen und zu fernern Widerstande unfähig zu machen. Wie man es im südlichen Wadai jagt, erzählt Nachtigal nach Hörensagen: „Ein Reiter auf einem guten Pferde lenkt die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich, während ein anderer eine sehr breite, scharfe und lange Lanze ihm zwischen Hüftgelenk und Schwanz in den Leib zu stoßen sucht. Es ist eine gefährliche Jagd, welche große Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Im Inneren des Landes, an den Ufern des Batha, wo das Nashorn ebenfalls sehr häufig ist, pflegt man dasselbe auf seinem Wechsel von der Höhe eines Baumes aus zu töten, indem man eine Lanze von obenher dem Tiere neben der Wirbelsäule in den Leib stößt.“ In Indien zieht man mit Elefanten zur Jagd hinaus; aber selbst diese werden zuweilen von dem wütenden Tiere gefährdet. „Als das Nashorn aufgejagt war“, sagte Borri, „ging es ohne ansehnliche Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los, und als diese bei seiner Annäherung rechts und links auseinander prallten, lief es ganz gerade durch die aus ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den Statthalter traf, welcher auf einem Elefanten saß. Das Nashorn lief sogleich hinter diesem her und suchte ihn durch sein Horn zu verwunden, während der Elefant seinerseits alle Kraft aufbot, das angreifende Nashorn mit dem Rüssel zu fassen. (?) Der Statthalter nahm endlich die Gelegenheit wahr und schoß ihm eine Kugel an die rechte Stelle.“

Die afrikanischen Arten werden von Europäern in derselben Weise wie Elefanten gejagt: man lauert ihnen nachts an der Tränke auf, beschleicht sie am Tage im Dickicht oder

reitet in der offenen Landschaft an sie heran, um aus möglichst großer Nähe ein schweres Geschoß in die verwundbarste Körperstelle zu senden. Daß nun ein zu Pferde bedrängtes, oder in die Enge getriebenes, oder angeschossenes, von Schmerzen gepeinigtes Nashorn sich öfters auch gegen seine Verfolger wendet, ist bei einem wehrhaften Geschöpfe selbstverständlich. Andersson ist mehrmals durch verwundete Nashörner in Todesgefahr gekommen. Eins derselben stürzte sich wütend auf ihn, warf ihn nieder, glücklicherweise ohne ihn mit dem Horne zu treffen, schleuderte ihn aber ein gutes Stück mit seinen Hinterfüßen weg. Raum war es an ihm vorübergestürmt, als es sich schon herumdrehte und einen zweiten Angriff wagte, welcher dem Manne eine schwere Wunde in den Schenkel einbrachte. Damit war glücklicherweise seine Rache erfüllt: es eilte in ein benachbartes Dickicht, und Andersson konnte gerettet werden. Auch Gordon Cumming berichtet, daß ein sonst doch für nicht sonderlich bössartig gehaltenes Stumpfnashorn, als es in die Enge getrieben worden war, sich wütend zum Angriffe herumdrehte und ihn gefährdete. Von einem Doppelnashorne erzählt er, daß es, noch ehe er ihm etwas zuleide gethan, plötzlich auf ihn zukam und ihn lange Zeit um einen Busch herumjagte. „Wäre es ebenso flink als häßlich gewesen, so hätten meine Wanderungen wahrscheinlich ihre Beendigung erreicht. Aber meine überlegene Behendigkeit gab mir den Vorteil. Nachdem es mich eine Zeitlang durch den Busch angeschnaut, stieß es plötzlich einen lauten Schrei aus, machte Kehrt und ließ mich als Meister des Feldes zurück.“

Über weitere Erlebnisse ernster und auch heiterer Art berichten Baines, Chapman, Drummond, Harris, Oswell und andere. Wenn man aber bedenkt, daß, besonders in Südafrika, seit etwa zwei Menschenaltern Tausende und aber Tausende von Nashörnern getötet worden sind, ohne daß davon ein Aufhebens gemacht worden ist, so erscheinen in der That bei solcher Massenvertilgung die wenigen von Reisenden aufgezählten Unfälle recht sehr bedeutungslos. Mancher Jäger hat an einem Tage mehrere, selbst 5, 6 und sogar 8 der Tiere, sagen wir bezeichnend, niedergeknallt, und es ist ihm nichts geschehen. Harris erzählt z. B., wie er Ende der dreißiger Jahre, als er nur eine englische Meile weit von seinem Wagen wegritt, um eine erlegte Antilope zu holen, auf dieser kurzen Strecke 22 Nashörnern begegnete und 4 Stück tötete, und zwar ohne sie regelrecht zu jagen und ohne seinen eigentlichen Zweck aus den Augen zu verlieren. Ähnliches und Schlimmeres findet sich allenthalben in den Werken der Jäger aufgezeichnet, die ihr Bestes gethan haben, um das Nashorn in weiten Gebieten binnen wenigen Jahrzehnten auszurotten. Und daraus dürfte denn doch hervorgehen, daß die Jagd auf unsere Tiere keineswegs besonders gefährlich ist, daß diese überhaupt nicht so zornmütig und boshast sind, wie man sie früher ganz allgemein geschildert hat. Zweifellos warten auch manche Nashörner den Angriff gar nicht erst ab, sondern gehen ihrerseits sofort zu Feindseligkeiten über. So ist das eine oder andere in der Dunkelheit selbst zwischen den flackernden Feuern eines Lagers hindurch gerauscht, hat am Tage harmlos ihres Weges ziehende Karawanen auseinander gejagt und einmal einen Zug Ochsen angenommen. Doch haben die Tiere dabei stets mehr Verwirrung als Unglück angerichtet und sind auch eiligst wieder vom Schauplatze verschwunden. Wahrscheinlich haben sie doch, wie so viele andere Tiere auch, im plötzlichen Schrecken kopflos gehandelt, sind sie bloß auf die Störenfriede losgefahren, um zwischen ihnen hindurch, an ihnen vorbei das Weite zu suchen. In der That scheinen derartige Vorkommnisse, wobei doch die Tiere unter dem Einflusse des jähen Schreckens, der Furcht standen und sich bloß retten wollten, sehr häufig als absichtliche und boshafte Angriffe aufgefaßt worden zu sein.

Selous, der kundige Beobachter und vielerfahrene Jäger, welcher gewissenhaft vergleicht und der unvorsichtigen Verallgemeinerung einzelner Vorgänge abhold ist, sagt von der verrufensten Art der afrikanischen Nashörner: „Die Tiere mögen in verschiedenen

Gebieten abweichend veranlagt sein; aber wo immer ich mit ihnen zusammengetroffen bin, habe ich sie keineswegs gefährlich gefunden und habe tatsächlich nur ein einziges, dem ich entgegentrat, sich anschicken sehen, mich anzugreifen. Dieses war ein davonlaufendes altes Weibchen, auf welches ich von vorn zuritt, um es von seiner Richtung abzulenken; es wich aber nicht, sondern fuhr wild schnaubend auf mich los, lief jedoch einfach vorüber und weiter, da ich mein Pferd zur Seite warf. Ich will übrigens nicht behaupten, daß das Doppelnashorn etwa ein lebenswürdiges Tier sei, sondern nur, daß es größtenteils bei weitem nicht ein so reizbares, zornwütiges und gefährliches Geschöpf ist, wie manche Reisende uns glauben machen wollen. Auf irgend welche Weise ist die Art nun einmal in Verruf gekommen, und dieser wird, so ungerecht er auch sein mag, die Tiere selbst wohl überleben. Nachdem ich nun in 8 Jahren mehr als 100 erlegt habe, kann ich durchaus gewissenhaft versichern, daß es weniger gefahrbringend ist, sie zu jagen als Löwen, Elefanten oder Büffel."

Schwieriger als die Jagd ist der Fang. Das Wara-Nashorn erbeutet man, wie Haßkarl mir mitteilt, hauptsächlich seines Hornes wegen, welches man um hohen Preis an die Chinesen verkaufen kann. Um es zu fangen, tieft man auf seinen Pfaden enge Gruben aus, versieht sie mit zugespitzten Pfählen, bestimmt, das schwere Tier beim Herabfallen zu spießen, und deckt sie oben sorgfältig mit Zweigen zu. Das Nashorn nimmt wie gewohnt seinen Wechsel an, stürzt in die Grube und ist, auch wenn es sich nicht verletzt, in der Regel außer stande, sich heraus zu helfen und zu befreien. Erwachsene Tiere tötet man ohne weiteres, weil man sie lebend nicht fortzuschaffen weiß, jüngere dagegen sucht man zu fesseln und in bewohnte Gegenden zu treiben, wo man sie zu verwerten hofft. In Afrika erlangte man die jungen Doppelnashörner, welche ab und zu auf unseren Tiermarkt gebracht wurden, dadurch, daß man während der Fortpflanzungszeit zur Jagd auszog, alte Weibchen mit ihrem Kinde zu erkunden suchte, erstere tötete und sich des letzteren dann mit leichter Mühe bemächtigte. Zuweilen spielt der Zufall seine Vermittlerrolle, so bei Erbeutung des ersten Raubhörn-Nashornes. Offiziere, welche im nördlichsten Teile des Meerbusens von Bengalen bemüht waren, Elefanten für das englische Heer aufzutreiben, erfuhren durch Eingeborene, daß ein Nashorn in den Triebland geraten, unfähig, sich herauszuhelfen, von mehr als 200 Männern mittels umgelegter Stricke aufs Land befördert und zwischen zwei Bäumen festgebunden worden sei, woselbst es sich noch und zwar im besten Wohlfühlen befinde, so daß man es nicht loszubinden wage. Auf diese Nachricht hin brachen Hood und Wicks mit acht Elefanten nach dem 16 Stunden entfernten Fangplatze auf, um das Tier zu holen. Bei Ankunft an Ort und Stelle fanden sie ein weibliches Nashorn von etwa 2,6 m Länge und 1,3 m Schulterhöhe mit noch wenig entwickelten Hörnern vor, ließen es mit Stricken zwischen Elefanten festbinden und führten es unter mancherlei Mühsalen, aber auch unter lebhafter Beteiligung des Volkes nach Tschittagong. Von hier wurde es nach Kalkutta gebracht und schließlich vom Tiergarten in London für 25,000 Mark erworben.

Man darf annehmen, daß alle Nashornarten, die eine früher, die andere später, gebändigt werden können und trotz ihres reizbaren Wesens verhältnismäßig leicht zahm werden, wenn man sie sanft und freundlich behandelt. Bei denen, welche sich auf Schiffen befanden, bemerkte man eine stumpfe Gleichgültigkeit, welche nicht einmal nach wiederholten Neckereien dem sonst ausflodernden Zorne Platz machte, ganz im Einklange mit der bekannten Thatsache, daß alle Tiere, welche das weite Meer um sich sehen, wahrscheinlich im Gefühle ihrer zeitweiligen Schwäche, sich ausnehmend mild und fromm zeigen. Aber wir haben auch andere Belege dafür, daß gefangene Nashörner auffallend zahm wurden. Horsfield rühmt das Badak-Nashorn als ein sehr gutmütiges Geschöpf. Ein Junges benahm sich im hohen Grade lebenswürdig, widerstrebte nicht, als man es in einem großen Karren fortschaffte, und zeigte sich, nachdem es seinen Bestimmungsort erreicht hatte, umgänglich wie zuvor.

Man hatte ihm in dem Schloßhose von Sura Kerta einen Platz eingeräumt und diesen durch einen ungefähr 1 m tiefen Graben abgegrenzt; hier blieb es mehrere Jahre, ohne daran zu denken, seine Grenze zu überschreiten. Es schien sich mit seiner Lage vollkommen ausgeöhnt zu haben, geriet auch niemals in Zorn, trotzdem es bei seiner ersten Ankunft auf alle Weise geneckt wurde, weil die zahlreiche Bevölkerung der Stadt sich mit dem Fremdlinge aus dem Walde irgend welchen Spaß machen wollte. Gezweige, Schlingpflanzen der verschiedensten Art, saftige Blätter *zc.* wurden ihm in reichlicher Menge vorgeworfen; es zog aber den Pisang allem vor, und die zahlreichen Besucher, welche diese Neigung bald auskundschafteten, sorgten nun redlich dafür, daß es diese Lieblingsnahrung in Masse erhielt. Es erlaubte, daß man es berührte und von allen Seiten besah; ja, die fecten unter den Beschauern wagten es zuweilen, auf seinem Rücken zu reiten. Wasser war ihm Bedürfnis: wenn es nicht mit Fressen beschäftigt war oder durch die Eingeborenen aufgestört wurde, legte es sich regelmäßig in tiefe Löcher, welche es sich ausgegraben hatte.

Einen merkwürdigen Fall von hilfloser Zutraulichkeit bei einem ganz jungen Doppelnashorne erzählt Selous. Eines Morgens, als er mit seinem Gefährten Wood zur Jagd eilte, stießen sie unversehens in einem Hage auf ein altes Doppelnashorn, dem sie sofort zwei Kugeln gaben. Schwergetroffen flüchtete das Tier, und nun erst zeigte sich, daß es ein Weibchen war, dem ein erst wenige Tage altes Kalb vergebens zu folgen suchte. Das Kälbchen schwenkte auch sofort ab und kroch unter den Leib von Woods Pferd, während Selous der Mutter den Fangschuß beibrachte. „Zu meinem Freunde zurückkehrend“, fährt unser Gewährsman fort, „sand ich ihn unter einem schattigen Baume sitzend und das Nashornkalb dicht neben seinem Pferde stehend, welches durch das kleine Ungeheuer nicht im geringsten beunruhigt erschien. Das Kälbchen, kaum größer als ein halbwüchsiges Schwein, befundete gar keine Furcht, wenn wir oder unsere Eingeborenen hinangingen und es streichelten. Ein Umstand fiel mir auf: es schwitze sehr stark auf dem ganzen Rücken, was ich niemals an einem erwachsenen Nashorne beobachtete. Da der verwaiste Wildling Woods Pferde folgte als wäre dieses seine Mutter, beschloßen wir, es mit uns zu den etwa 6 englischen Meilen entfernten Wagen zu nehmen und zu versuchen, es aufzuziehen. Wir ritten ab, und mit uns lief das Kälbchen wie ein Hund. Die heiße Sonne war ihm aber offenbar sehr unangenehm, denn es machte unter jedem schattigen Strauche halt; sobald wir aber 30 Schritt voraus waren, schlenkerte es sein Schwänzchen, quiekte und trabte wieder zu seinem Pferde. Endlich erreichten wir die Wagen — und nun änderte sich auf einmal das Verhalten des bisher so zutraulichen Geschöpfes. Waren es die Hunde, die es bellend umsprangen, oder der Anblick der Planwagen oder überhaupt das Durcheinander der Wesen, Gerüche und Gegenstände eines solchen Lagers — unser Schügling verwandelte sich jählings in einen richtigen kleinen Teufel und fuhr wütend auf die Leute, die Hunde und selbst die Wagenräder los. Wir befestigten ihn mittels eines Riemens um Hals und Schulter, wobei er sich sehr ungebärdig benahm, in die Luft sprang, wiederholt auf mich zuschoß und mit der Nase tüchtig gegen meine Kniee schlug. Wir banden ihn nun an ein Wagenrad, und er begann sich zu beruhigen, wurde aber sofort wieder wild, wenn sich ihm Menschen oder Hunde näherten. Wie ich befürchtet hatte, nahm er keinerlei zurechtgemachte Nahrung von uns an; Milch würde ihm wohl gemundet haben, aber die konnten wir ihm leider nicht verschaffen, denn wir besaßen keine Kühe. Da alle Versuche fehlschlügen und zudem vorauszusehen war, daß er, wenn wir ihn laufen ließen, elend verhungern, wenn nicht unter den Zähnen von Löwen oder Hyänen enden würde, hielt ich es für das beste, dem bemitleidenswerten Geschöpfe, das ich so gern aufgezogen hätte, eine Kugel durch den Kopf zu schießen.“

In unseren Tiergärten zeigen sich die meisten Nashörner gutmütig und zahm, lassen sich berühren, hin- und hertreiben und sonstwie behandeln, ohne sich zur Wehr zu setzen,

und gewinnen nach und nach eine entschiedene Zuneigung zu jedem Wärter, welcher verständig mit ihnen umgeht. Nur ein Fall ist bekannt, daß ein Nashorn zwei Leute, welche es wahrscheinlich gereizt haben mochten, angriff und tötete. Das indische Nashorn im Tiergarten von Antwerpen war so gutmütig, daß es Kretschmer, den Zeichner vieler Abbildungen dieses Werkes, gestattete, zu ihm in den Behälter zu gehen, als es sich darum handelte, es von allen Seiten bildlich darstellen zu können. Ein Paar indischer Nashörner im Berliner Tiergarten zeigte sich ebenso lenksam und leutselig, ein ebendasselbst lebendes Doppelnashorn dagegen unfreundlich und eigenwillig. Während jene bei gutem Wetter täglich in dem äußeren Gehege ihres Stalles sich ergingen und stundenlang behaglich in dem geräumigen Badebecken lagen, war dieses weder durch Güte noch durch Gewalt dazu zu bringen, den inneren Raum zu verlassen, und mußte mittels einer Spritze gebadet werden. Keiner seiner Wärter wagte es, in seinen Stall zu treten, keiner es zu berühren, weil es jedes derartige Entgegenkommen schnöde zurückwies und selbst seinen wohlbekannten Pfleger gelegentlich bedrohte. Mit Strenge ist bei so gearteten Nashörnern nichts auszurichten; denn ihre Störrigkeit und Eigenwilligkeit übersteigt alle Begriffe. Sanfte Worte, freundliches Zureden, Anbieten und Darreichen von Lederbissen, kurz, Mittel der Güte, fruchten unter solchen Umständen weit mehr als die Peitsche, welche sonst auch bei Nashörnern als nütliches und notwendiges Werkzeug der Erziehung sich erweist.

Das Leben der gefangenen Nashörner fließt einförmig dahin. Wie in der Freiheit sind sie eigentlich nur in den Früh- und Abendstunden sowie während eines Teiles der Nacht vollkommen munter und so rege, als ihnen der Raum gestattet. Die Mittagsstunden bringen sie schlafend zu, nachdem sie vorher, falls dies ihnen möglich, ein Bad genommen haben. Beim Ruhen legen sie sich bald auf den Bauch und die zusammengebogenen Beine, bald auf die Seite, wälzen sich auch gern im Sande und bewegen dabei die schwere Masse ihres Leibes leichter, als man annehmen möchte. Beim Schlafen werden der Kopf und der lang ausgestreckte Hals auf den Boden gelegt und die Augen geschlossen, die Ohren dagegen auch in tiefster Ruhe noch bewegt; beim Baden verweilen sie stundenlang im Wasser, tauchen, falls das ihnen angewiesene Becken es erlaubt, bis zum Rückenfirste ein, strecken den Kopf vor und schließen die Augen ebenfalls. Wie sehr ein Begießen oder Benetzen ihrer dicken Haut ihnen Bedürfnis ist, sieht man an denen, welche nicht baden können oder wollen und deshalb täglich mittels einer Spritze eingenaßt werden: sie drängen sich, solange der Wärter die Spritze handhabt, an das Gitter, drehen und wenden sich, legen sich nieder und auf den Rücken, wälzen sich auf dem benetzten Boden und geben überhaupt ihr hohes Behagen auf jede Weise zu erkennen, lassen auch währenddem unfriedliche Gedanken nicht aufkommen. Lauwarmes Wasser ist ihnen lieber als kaltes; doch baden sie noch bei 14 Grad Luft- und Wasserwärme, ohne Unbehaglichkeit zu bekunden. An die Beschaffenheit des Futters stellen sie, obwohl sie den Unterschied zwischen besserer und minder guter Nahrung zu würdigen wissen, geringe Ansprüche, verlangen aber ziemlich viel, etwa 20 kg Heu, 3 kg Hafer oder sonstiges Getreide und 15 kg Rüben täglich. Blattreiches Gezweige und Kleeheu zählen unter ihre Lederbissen; Weißbrot und Zucker schmeicheln ihrem Gaumen in unverkennbarer Weise; gewöhnliches Stroh oder Sumpfgräser werden übrigens auch nicht verschmäht. Bei regelmäßiger Pflege halten sie selbst in unserem Klima lange aus: man kennt Beispiele, daß sie 20, 30, in Indien sogar 45 Jahre in der Gefangenschaft lebten, und spricht ihnen daher wohl nicht mit Unrecht eine Lebensdauer von mindestens 80 oder selbst 100 Jahren zu.

So viel mir bekannt, hat man noch niemals die Freude gehabt, gefangene Nashörner zur Fortpflanzung schreiten zu sehen; es liegt jedoch meiner Ansicht nach kein Grund vor, die Möglichkeit der Vermehrung gefangener Tiere dieser Familie in Abrede zu stellen. Nur wenige Tiergärten vermochten bis jetzt, irgend eine Art der Familie paarweise zu erwerben,

und wenn das wirklich der Fall war, fehlte es meist an genügenden Einrichtungen, um die Tiere zur Paarung zu treiben.

Aller Nutzen, welchen das Nashorn gewähren kann, wiegt den Schaden, den es während seines Freilebens anrichtet, nicht entfernt auf. In Gegenden, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, läßt es sich nicht dulden; es ist so recht eigentlich nur für die Wildnis geschaffen. Von dem erlegten Tiere weiß man fast alle Teile zu verwenden. Nicht bloß das Blut, sondern auch das Horn steht in hohem Ansehen wegen seiner geheimnisvollen Kraft. Im Morgenlande sieht man in den Häusern der Vornehmen allerlei Becher und Trinkgeräte, welche aus dem Horne des Tieres gedreht sind. Man schreibt diesen Gefäßen die Eigenschaft zu, aufzubrausen, wenn eine irgendwie giftige Flüssigkeit in sie geschüttet wird, und glaubt somit ein sicheres Mittel zu haben, sich vor Vergiftungen zu schützen. Die Türken der höheren Klassen führen beständig ein Täßchen von Rhinoceroshorn bei sich und lassen es in allen zweifelhaften Fällen mit Kaffee füllen. Gar nicht selten kommt es vor, daß ein Türke, welcher einen anderen besucht, von dem er sich eben nicht viel Gutes versieht, in dessen Gegenwart durch seinen Diener das Horntäßchen mit dem Kaffee füllen läßt, welcher als Freundschaftstrank jedem Ankommenden gereicht wird, und es scheint fast, als nähme der Wirt eine so beispiellose Ungezogenheit gar nicht übel. Noch häufiger wird das Horn zu den Griffen der kostbaren Säbel verwendet. Wenn es gut gewählt und geglättet ist, zeigt es eine unbeschreiblich schöne, sanft rötlichgelbe Farbe, welche mit Recht als ein besonderer Schmuck der Waffe betrachtet wird. Aus der Haut verfertigen sich die Eingeborenen gewöhnlich Schilde, Panzer, Schüsseln und andere Gerätschaften. Das Fleisch wird gegessen, das Fett hoch geachtet, obwohl Europäer das eine wie das andere nicht sehr rühmen. Hier und da benutzt man das Fett zu Salben der verschiedensten Art, wie auch das Mark der Knochen hier und da als Heilmittel gilt.

In wilden, steinigen Gebirgen Afrikas und Westasiens bemerkt man an vielen Orten ein reges Leben. Kaninchengroße Tiere, welche auf einer Felsplatte oder auf einem Blocke sich sonnten, huschen, erschreckt durch die Ankunft eines Menschen, rasch an den Wänden dahin, verschwinden in einer der unzähligen Klüfte und schauen dann neugierig und harmlos, wie sie sind, auf die ungewöhnliche Erscheinung herab. Dies sind Klippschliefer, die kleinsten und zierlichsten aller jetzt lebenden Unpaarzeher.

Hinsichtlich der Stellung dieser niedlichen Felsenbewohner innerhalb ihrer Klasse sind die Ansichten der Forscher von jeher weit auseinander gegangen. Pallas erklärte sie, ihrer äußeren Erscheinung und Lebensweise Rechnung tragend, für Rager; Oken glaubte in ihnen Verwandte der Beuteltiere erkennen zu dürfen; Cuvier reihte sie seinen Vielhufern ein. Neuerdings macht man, Huxleys Vorgange folgend, ihnen auch diese Stellung streitig und erhebt sie zu Vertretern einer besonderen Ordnung. Wir betrachten sie, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, als zu der Ordnung der Unpaarzeher gehörige Tiere. Sie bilden nur eine Familie.

Die Merkmale der Klippschliefer oder Klippdachse (*Hyracidae*) sind folgende: der Leib ist gestreckt und walzig, der Kopf verhältnismäßig groß und plump, nach vorn zugespitzt, zumal seitlich stark verschmälert, die Oberlippe gespalten, die Nasenkuppe zierlich, das Auge klein, aber vortretend, das im Pelze fast versteckte Ohr kurz, breit und rund, der Hals kurz und gedrungen, der Schwanz ein kaum bemerkbarer Stummel; die Beine sind mittelhoch und ziemlich schwach, die zarten Füße gestreckt und vorn in vier, hinten in drei bis an die Endglieder mit Haut verbundene Zehen geteilt, welche, mit Ausnahme der hinteren inneren,